Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 42 (1983)

Rubrik: Kurzanzeigen = Annonces sommaires

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kurzanzeigen – Annonces sommaires

HUGO STEGER (Hrsg.), *Anwendungsbereiche der Soziolinguistik*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1982, 355 p. *(Wege der Forschung 319)*.

Der vorliegende Band, der eine Reihe wichtiger Texte aus verschiedenen Bereichen der Soziolinguistik zusammenfaßt und häufig zum ersten Mal einem deutschsprachigen Publikum zugänglich macht, versteht sich als Ergänzung zum Theorieband «Soziolinguistik»[1]. Die Auswahl wurde nach den Worten des Herausgebers in den Jahren 1972/73 vorgenommen und trotz der auf widrige Umstände zurückzuführenden Verzögerung nicht aktualisiert. Allerdings sind alle abgedruckten Texte heute noch lesenswert, viele – wir denken hier z.B. an jene von Fishman, Gumperz, Goffman und Oksaar – haben die Wege der Forschung im vergangenen Jahrzehnt maßgeblich mitgeprägt, was für den Spürsinn des Herausgebers spricht.

Steger hat die ausgewählten Aufsätze in drei Sektionen gegliedert. Die erste trägt den Titel «Gruppen- und Schichtspezifik» und vereinigt zwei sozialpsychologisch ausgerichtete Studien von MICHAEL MARGE, *Der Einfluß von ausgewählten Variablen des häuslichen Hintergrunds auf die Entwicklung mündlicher Kommunikationsfertigkeiten bei Kindern* [1965] (p. 3–32) und W. P. ROBINSON – C. D. CREED, *Wahrnehmungs- und Sprachdiskriminationen bei Sprechern von 'elaborierten' und 'restringierten' Kodes* [1968] (p. 33–51), eine längere Studie zu einer variationistischen Grammatik von WILLIAM LABOV: *Kontraktion, Tilgung und inhärente Variation der Kopula im Englischen* [1972] (p. 52–133) sowie interessante sprachpädagogische Überlegungen zur *Mundart als Sprachbarriere* [1972] (p. 134–159) des Basler Germanisten HEINRICH LÖFFLER.

In der Rubrik «Situationsspezifik» finden wir neben der klassischen Studie über Anredeformen von R. BROWN – A. GILMAN, *Die Pronomina der 'Macht' und 'Solidarität'* [1960] (p. 163–198), einen kurzen aber wichtigen programmatischen Aufsatz von ERVING GOFFMAN, *Die vernachlässigte Situation* [1964] (p. 199–205), den bekannten, vielfach abgedruckten Artikel von JOSHUA A. FISHMAN, *Das Verhältnis zwischen Mikro- und Makrosoziolinguistik bei der Untersuchung darüber, wer wann und mit wem in welcher Sprache spricht* [1965/1972] (p. 206–232) sowie einen anregenden Vortrag des tschechischen Forschers FRANTIŠEK DANEŠ über Fragen der Oralität im Tschechischen: *Kultur der gesprochenen Äußerungen. Prinzipielle Voraussetzungen und aktuelle Probleme* [1969] (p. 233–250).

Im dritten Teil erscheinen unter der Überschrift «Bilingualismus, Multilingualismus, Diglossie» die vielzitierte, auf deutsch bisher nicht zugängliche Studie von CHARLES A. FERGUSON, *Diglossie* [1959] (p. 253–276), zwei wichtige Aufsätze von JOHN GUMPERZ (der zweite wurde zusammen mit CH. EDUARDO HERNÁNDEZ verfaßt) *Über die linguistischen Merkmale zweisprachiger Kommunikation* [1967] (p. 277–292) und *Kognitive Aspekte bilingualer Kommunikation* [1971] (p. 193–311), die Resultate einer quantifizierenden lexikalischen Untersuchung des kanadischen Altmeisters WILLIAM FRANCIS MACKEY, *Merkmale für Anpassungsprozesse des Französischen in zweisprachigen Gebieten* [1973] (p. 312–339) sowie wegweisende Überlegungen zur bilingualen Norm der in Hamburg lehrenden Spezialistin ELS OKSAAR, *Soziolinguistische Analyse bilingualen Verhaltens in Schweden* [1973/74] (p. 340–350).

[1] HUGO STEGER (Hrsg.), *Soziolinguistik. Ansätze zur soziolinguistischen Theoriebildung*, Darmstadt (Wiss. Buchgesellschaft) 1982 *(WdF 344)*. Diese bibliographische Angabe figuriert, nebenbei bemerkt, an keiner Stelle im vorliegenden Band ...

Obwohl die Sektionen von Steger sinnvoll sind, machen sie doch die Arbitrarität jeglicher Subkategorisierung dieser Art deutlich. Der Aufsatz von Gumperz/Hernández würde ebenso gut in den zweiten Teil, jener von Fishman in den dritten passen. Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß die polylektale Kompetenz eines mehrere (Dia-)Lekte sprechenden Einsprachigen (cf. Labov, Goffman, Löffler) und die multilinguale Kompetenz (Gumperz, Mackey, Oksaar) durchaus als verschiedene Formen von «Repertoires» (Gumperz) aufgefaßt werden können, wobei die Mehrsprachigkeit gleichsam als Reagens benutzt werden kann, um allgemeine Eigenschaften sprachlicher Variation sichtbar zu machen und zu untersuchen. Methodologisch wurde eine Vielfalt von Ansätzen ausgewählt, wobei angenehm auffällt, daß neben der – gut vertretenen – quantifizierenden Ausrichtung auch qualitative Überlegungen (z.B. Gumperz/Hernández, die exemplarisch *ein* Gespräch analysieren) angemessen berücksichtigt wurden, um das Vorurteil, Soziolinguistik *müsse* quantifizierend sein, gar nicht erst aufkommen zu lassen. Eine überraschende Konvergenz läßt sich bei den Mehrsprachigkeitsstudien in Richtung einer stärkeren Berücksichtigung der Originalität der Kompetenz Mehrsprachiger beobachten; so spricht Gumperz von einer *Minoritätenvariante* des Englischen, welches vom Sprachkontakt geprägt ist, ohne daß man von Interferenzen sprechen dürfte (p. 298), Mackey seinerseits beleuchtet *Integrationsphänomene* im Französischen Kanada (p. 332), Gumperz/Hernández betonen die Bedeutung von *Kodewechseln*, während Oksaar vorschlägt, von einer eigentlichen *Mehrsprachigennorm* auszugehen. Diese Ansätze sind auch heute, zehn und mehr Jahre nach ihrer Erstveröffentlichung, durchaus noch wegweisend.

Der Band schließt mit einem nützlichen Schlagwortregister, enthält aber weder Bibliographie noch Einleitung. Der Herausgeber verweist diesbezüglich auf den eingangs erwähnten WdF-Band *Soziolinguistik*, der aber z.B. dem Rezensenten nicht zur Verfügung stand und beim Leser nicht einfach vorausgesetzt werden dürfte. Störend ist dies insbesondere auch wegen der zeitlichen Distanz zu den Beiträgen. Es ist z.B. nicht unwesentlich zu wissen, daß der vorgestellte Ansatz von Labov vom Autor selbst als teilweise überholt bezeichnet wird oder daß die Unterscheidung zwischen Sprechern eines 'elaborierten' und eines 'restringierten' Kodes aus heutiger Sicht auf recht wackligen Füssen steht (wie auch genereller nach der Lektüre des Beitrags von Robinson/Creed das ungute Gefühl zurückbleibt, hier seien ausgeklügelte statistische Methoden auf eine unzuverläßige, zu wenig reflektierte Datenbasis angewendet worden). Zumindest kurze Hinweise auf neuere Veröffentlichungen der Autoren wären sehr nützlich gewesen.

Zusammenfassend wird man das späte Zustandekommen dieses Bandes dennoch sehr begrüssen; von einem Kommentar begleitet, eignet er sich hervorragend als Einstieg in eine Reflexion über soziolinguistische Fragestellungen und Ansätze.

Georges Lüdi

★

MARIA SCHUBIGER, *Einführung in die Phonetik*, 2., überarbeitete Auflage, Berlin–New York (de Gruyter) 1977, 142 p. *(Sammlung Göschen 2203)*.

Dieses Bändchen über Phonetik wird oft empfohlen: nicht zu Unrecht, denn es orientiert über die Problematik und gibt einen guten Einstieg, ohne besondere Ansprüche stellen zu wollen. Es ist auf die europäischen Schulsprachen gemünzt, d.h. auf Deutsch (und Schweizerdeutsch), Englisch und Französisch. Dazu erscheinen (im Wortregister als Varia) 141 Beispiele aus anderen Sprachen, zumeist lateinisch-romanische; die slavischen Beispiele stammen

zum größten Teil aus dem Russischen; ferner ist das Arabische mit einigen der bekannten Eigenheiten vertreten. Beispiele aus historischen Phasen sind selten; Afrz. erscheint jedenfalls nicht.

Bei der Neubearbeitung 1975 wurde die ursprüngliche Fassung – auch unter Berücksichtigung der Rezensionen – revidiert. Heute würde man als Desiderata mindestens zwei Punkte anführen. Zum einen würden wir den Leser mit den verschiedenen und verschiedenartigen Terminologien bekannt machen; zum anderen müßten wohl die distinktiven Merkmale (cf. p. 35) und die Merkmalhaftigkeit überhaupt genauer dargestellt werden.

Gustav Ineichen

★

AUGUST DAUSES, *Das Imperfekt in den romanischen Sprachen: Seine Bedeutung im Verhältnis zum Perfekt*, Wiesbaden (Steiner) 1981, VIII + 125 p.

Dauses beschäftigt sich in dieser Studie mit der Verwendung von Imperfekt und Perfekt in den romanischen Sprachen. Untersuchungsgegenstand sind die Sprachen Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Rumänisch sowie die die älteren Sprachstufen Altfranzösisch, Altprovenzalisch, Altspanisch, Altportugiesisch und Altitalienisch. Der Verfasser verfolgt das Ziel, die Existenz eines «absoluten Imperfekts» (oder «Perfekts») im Gegensatz zu einem «relativen Imperfekt» nachzuweisen. Wir ziehen den Terminus «Imperfekt in absoluter Verwendung» (oder «Perfekt» bzw. passé simple) vor (p. 58), da so der Rahmen der Argumentation bereits umrissen ist: Es geht Dauses nicht um die Darstellung eines Tempus*systems* für die romanischen Sprachen – wie es etwa Coseriu (1976) vorlegt –, sondern um Fragen der Verwendung der beiden Tempora Imperfekt und Perfekt, wobei auch die Stilistik eine wesentliche Rolle spielt. Dauses weist besonders in der Einleitung und im Schlußwort auf diese Problematik hin. Die Arbeit von Bull (1960) bleibt unberücksichtigt. Die Kritik an Coseriu (p. 11–18) ist vom Aufbau und der Zielsetzung der Arbeit her nicht gerechtfertigt, denn Coseriu argumentiert aus der Sicht des gesamten Verbalsystems, wohingegen Dauses, wie gesagt, nur an der Verwendung der Tempora im Einzelfall interessiert ist.

Von den 6 Kapiteln der Arbeit Dauses befassen sich Kapitel I und II mit dem *relativen Imperfekt*. Man versteht darunter das landläufig in den einschlägigen Grammatiken aufgeführte Imperfekt. Kapitel I enthält eine Darstellung der Positionen der Grammatiken, wobei das Hauptgewicht auf das heutige Französisch gelegt wird, «da es von allen romanischen Sprachen die wohl best erforschte darstellt, ..., und weil die grundlegende Einheit dieses romanischen Tempus lateinischen Ursprungs außer jedem Zweifel steht, auch bei eventuellen einzelsprachlich bedingten Abweichungen» (p. 3). Nach einer Auseinandersetzung mit Weinrich und Coseriu gelangt Dauses zu der Feststellung, daß die Semantik, d.h. die Bedeutung des relativen Imperfekts in allen romanischen Sprachen wesensgleich sei. «Es bedeutet Vergangenheit und – im Unterschied zum Perfekt – Vergangenheit, die unter dem Blickwinkel der Zuständlichkeit oder des Verlaufes gesehen wird» (p. 28).

In Kapitel III postuliert Dauses die 4 Aktionsarten 1) punktuell, 2) konklusiv, 3) durativ und 4) statisch. Diese Aktionsarten setzt er nun mit der Setzung der Tempora Imperfekt und Perfekt in Beziehung (cf. p. 64). Laut Dauses (p. 33) läßt die punktuelle Aktionsart nur Perfekt (oder narratives Imperfekt) zu, was im Widerspruch zu der Aussage (p. 88) steht: «Bei den Aktionsarten punktuell und konklusiv ist (und war wohl auch stets) die Setzung des Imperfekts obligatorisch». Andererseits wird behauptet (p. 66), daß bei der punktuellen Aktionsart kein Imperfekt möglich sei. Als Beispiel wird u.a. folgender Satz angeführt: «N. fut le fondateur du journal» (p. 64). Wir möchten hoffen, daß es sich bei der Aussage auf

p. 88 um ein Versehen handelt. Trotzdem ist es problematisch, die Verwendung der Tempora von den Aktionsarten der Verben abhängig zu machen, da alle Verben hinsichtlich ihrer Aktionsart polysem sind (p. 32, 66).

Die Untersuchung des von Dauses postulierten absoluten Imperfekts erfolgt in Kapitel VI (p. 57–119). Interessant ist, daß mit Beispielmaterial aus verschiedenen romanischen Sprachen und verschiedenen Sprachstufen gearbeitet wird, daß auch das Urteil vom native speaker eingeholt wird (für das moderne Französisch, p. 74); bedauerlich ist aber, daß sich die Analyse nur auf die Verben *sein* und *haben* beschränkt. Für die älteren Sprachstufen wird das Verb *heißen* hinzugenommen. Laut Dauses läßt sich diese Einschränkung damit begründen, daß andere Verben nur äußerst selten mit absolutem Perfekt oder Imperfekt verwendet werden (p. 66). Absolute Imperfekta oder Perfekta bzw. Imperfekta in absoluter Verwendung implizieren keinen Zeitpunktbezug, sie lassen ihn nicht einmal zu (p. 57). Abgesehen davon, daß uns der Zeitpunktbezug ein schwaches Argument zu sein scheint, – denn wenn der Status der Witwenschaft von einem Zeitpunkt abhängig gemacht wird, muß der Status der Vaterschaft ebenso von einem Zeitpunkt abhängig gemacht werden (cf. p. 57s.) –, ist an Dauses Arbeit die Frage zu stellen, ob bei dem geringen Vorkommen des sog. absoluten Imperfekts oder Perfekts und bei der beschränkten Zahl von einschlägigen Verben wirklich eine Tempus-Unterscheidung dieser Art in die Sprachbeschreibung aufzunehmen ist. Mit der vorgelegten Studie und dem angeführten Beispielmaterial ist der Beweis dafür unserer Meinung nach nicht erbracht. Vielleicht sollte man doch den bekannten Tempusdarstellungen folgen, die Dauses Unterscheidung allerdings nicht enthalten (vgl. p. 63).

Ira Gorzond

★

Crestomaţie romanică întocmită sub conducerea Iorgu Iordan, volumul al III-lea: *Secolele al XIX-lea – al XX-lea*, partea a III-a, Bucureşti (Editura Academiei Republicii Socialiste România) 1974, 1056 p.

Eine aus mehreren dickleibigen Bänden bestehende romanische Chrestomathie herauszugeben, ist ein verdienstvolles Unternehmen, nicht nur weil es aus dem entfernten Rumänien mit zweifellos schwierigen Bibliotheksverhältnissen kommt, sondern auch weil ein vergleichbares Werk bisher fehlte. Die Chrestomathie erlaubt nun einen bequemen Überblick über die sprachliche Kultur der romanischen Länder.

Den iberoromanischen Sprachen und ihren Dialekten hat die rumänische Akademie der Wissenschaften den letzten der dem 19.–20. Jahrhundert vorbehaltenen drei Teile gewidmet. Da das Gesamtinhaltsverzeichnis sehr knapp ausgefallen ist (p. 6), sei hier eine kurze Übersicht eingefügt:

Katalanisch	Literatur	p. 9–186
	Dialekte	p. 187–236
Spanisch (Mutterland)	Literatur	p. 239–465
	Dialekte	p. 467–538
Spanisch (Südamerika)	Literatur	p. 539–724
	Dialekte	p. 275–758
Judenspanisch		p. 759–800 (mit Glossar p. 798–800)
Portugiesisch (Mutterland)	Literatur	p. 803–932 (mit Glossar p. 932)
	Dialekte	p. 933–974
Portugiesisch (Brasilien)	Literatur	p. 975–1052
	Dialekte	p. 1053–1056

Den meist recht kurzen Auszügen geht jeweils eine biographische bzw. dialektologische Notiz voran. Ein paar Fußnoten sollen mögliche sprachliche Schwierigkeiten für rumänische Leser klären. Die vertretenen Schriftsteller werden nach dem Gleichheitsprinzip behandelt: auch die Bedeutendsten erhalten nur wenig Raum zugewiesen. Pérez Galdós muß sich so mit vier Seiten begnügen, Valle Inclán gar mit einer dreiviertel Seite. Die im Titel angegebene Grenze gilt nicht für den dialektalen Teil, wo u.a. mittelalterliche Urkunden Platz gefunden haben. Auch die Volksliteratur fehlt nicht.

Nachfolgend einige Bemerkungen zum portugiesischen Abschnitt, an Hand des *Dicionário de literatura*[1] und der unter der Leitung von Luís F. Lindley Cintra entstandenen Dialektbibliographie[2].

Zunächst fällt angenehm auf, daß die großen Portugiesen wesentlich ausführlicher behandelt werden als die herausragenden Dichter des spanischen und katalanischen Teils. So auch die Begründer der modernen portugiesischen Nationalliteratur, Garrett und Herculano, deren Texte im allgemeinen glücklich gewählt sind, wenn man auch einen Ausschnitt aus Herculanos bekanntestem historischen Roman *Eurico* vermißt. Bei Garrett hätte man auf die kritischen Ausgaben zurückgreifen sollen: für *Frei Luís de Sousa* existiert eine solche von 1943 (ed. Rodrigues Lapa), für die *Viagens na minha terra* berücksichtigte Augusto da Costa Dias das autographe Manuskript des Dichters (Lissabon 1963).

Castelo Branco ist mit zwei Textbeispielen vertreten. Wenn man schon einen Roman aus seiner naturalistischen Spätphase heranziehen will *(A Corja)*, hätte man sich an den bekannteren Titel *A Brasileira de Prazins* halten können. Die Studie über Gil Vicente ihrerseits hätte vorteilhaft einem Passus aus *Amor de perdição*, dem vielleicht meistgelesenen portugiesischen Roman, Platz machen können.

Die Eça de Queirós zugewiesenen acht Seiten enthalten Passagen aus seinen beiden berühmtesten Romanen sowie aus der Korrespondez des imaginären *Fradique Mendes* und gewähren einen guten Einblick in Eças meisterhafte Darstellungskunst.

Auf der reichen Palette von Lyrik und Prosa hat sogar die Romanistik mit Leite de Vasconcellos einen kleinen Platz gefunden. Leider bleibt aber sein Kommentar zum Namen *Portugal* an der Oberfläche, und seine puristischen Bemerkungen zu angeblichen Sprachfehlern lassen den Eindruck von Engherzigkeit zurück. Zweifellos hätten sich von ihm gültigere Arbeiten finden lassen.

Nichtsdestoweniger wird der Literaturliebhaber in der Anthologie manches Schmuckstück antreffen, so das Portrait der Inês de Castro durch Antero de Figueiredo (p. 874–875) oder die wegen ihrer Unaufdringlichkeit bemerkenswerte Lyrik von João de Deus (cf. p. 835–836: *Lettra*). Andererseits ist es durchaus unerfindlich, weshalb Júlio Dinis (1839–1871) nicht berücksichtigt wurde. Sein Roman *As Pupilas do Senhor Reitor* gehört nach wie vor zu den Klassikern der Lektüre für die Portugiesen.

Während der literarische Teil einen recht ausführlichen, ja im allgemeinen hervorragenden Überblick über die Schöpfungen des portugiesischen Gesisteslebens im 19. und 20. Jahrhundert bietet, kann der relativ kurze Dialektabschnitt nicht den Anspruch auf Repräsentativität erheben. Dies obwohl es an Mundartstudien samt Sprachproben nicht fehlt.

Für das große galizische Sprachgebiet, dessen Bibliographie in dem N 2 erwähnten Werk allein 25 Seiten umfaßt, gelangen nur vier Texte zur Veröffentlichung (p. 937–942), darunter

[1] ed. Jacinto do Prado Coelho, *Literatura portuguesa, literatura brasileira, literatura galega, estilística literária*, 5 Bde, Porto [3]1979.

[2] Centro de linguística, Universidades de Lisboa, *Bibliografia dialectal galego-portuguesa*, Lissabon 1976 *(Publicações do Atlas linguístico-etnográfico de Portugal e da Galiza 3)*. – Ich danke Senhora Joana Lopes Alves für verschiedene wertvolle Hinweise.

ein einziger (kurzer) Prosatext. Von den drei Gedichten stammt zudem eines von einem Trobador des 13. Jahrhunderts. Zwei Beispielen – beide phonetisch transkribiert – vertreten dagegen die vergleichsweise winzige leonesische Enklave[3] der Terra de Miranda, welche eigentlich nicht in den Rahmen der portugiesischen Dialekte gehört[4]. Ähnliches gilt für den im äußersten Nordosten des Landes gesprochenen Mischdialekt von Rio de Onor, dem die Ehre einer in Umschrift gedruckten Volkserzählung zuteil wird (p. 951–952).

Demgegenüber werden die Mundarten des eigentlichen Portugal überaus stiefmütterlich behandelt. Kommen aus dem Gebiet zwischen Minho und Douro noch vier Beispiele (davon drei Gedichte) und aus der Beira Baixa zwei (mit zusammen vierzehn Zeilen Text!), so werden dagegen die restlichen Regionen der Beiras, Estremadura, Ribatejo, Alentejo, Algarve sowie das nicht-leonesische Trás-os-Montes ganz übergangen, d.h. rund zwei Drittel des portugiesischen Staatsgebiets. Ein solches Vorgehen läßt sich bei einer Chrestomathie einfach nicht rechtfertigen. Stattdessen finden wir wieder Grenzmundarten (p. 968–972), nämlich das Beiranische des spanischen Ortes Jálama / Provinz Cáceres[5] und das Galizische des ebenfalls spanischen Lubián / Provinz Zamora.

Portugal verfügt bekanntlich über etwa 850 km Küstenlinie, und die Fischerei nimmt somit in Wirtschaft und Volksleben eine wichtige Rolle ein. Vergeblich wird man indessen Spuren der Fischersprache suchen[6]. Zwar sind zwei Fischerorte berücksichtigt, aber nicht mit milieuspezifischen Texten, obwohl solche natürlich existieren[7]. So bleibt nur der Wunsch, die portugiesischen Dialektologen mögen selbst die Herausgabe einer aussagekräftigen Dialektanthologie – ähnlich der von Alvar für Spanien[8] – an die Hand nehmen.

Wulf Müller

★

RADU CONSTANTINESCU, KLAUS-HENNING SCHROEDER (Hg.), *Die rumänische Version der «Historia Destructionis Troiae» des Guido delle Colonne*. Kritische Edition und Kommentar, Tübingen (Narr) 1977, 427 p.

Die lateinische Prosaversion des *Roman de Troie* von Guido «de Columnis», dessen Identität mit Guido de le Colonne von Messina nicht gesichert scheint (Contini, *Poeti del Duecento*, Bd. I, p. 95), ist in fast alle europäischen Sprachen übersetzt worden. Die Erforschung dieser Übersetzungen läßt der Philologie noch ein weites Feld.[1]

[3] Cf. *Bibliografia dialectal*, p. 48–50.

[4] Zur Westgrenze des Leonesischen, cf. ALONSO ZAMORA VICENTE, *Dialectología española*, Madrid ²1967, Karte X (nach p. 84). – Eingehende Diskussion bei MARIA JOSÉ DE MOURA SANTOS, *Os falares fronteiriços de Trás-os-Montes*, Coimbra 1967.

[5] Cf. jetzt CLARINDA DE AZEVEDO MAIA, *Os falares fronteiriços do concelho do Sabugal e da vizinha região de Xalma e Alamedilla*, Coimbra 1977.

[6] Falls mit Corme Corme-Puerto westlich La Coruña gemeint ist (p. 938); außerdem wurde Matosinhos bei Porto gewählt. – Cf. ANA MARIA SIMÕES DA SILVA LOPES, *O vocabulário marítimo português e o problema dos mediterraneismos*, Coimbra 1975.

[7] Z.B. JOANA LOPES ALVES, *A linguagem dos pescadores da Ericeira*, Lissabon 1965, p. 129–142.

[8] Cf. auch die wallonische *Anthologie de la littérature dialectale de Wallonie (poètes et prosateurs)*, éd. MAURICE PIRON, Liège 1979, 661 p.

[1] Einen knappen Überblick über die Überlieferung der Troja-Legende und deren Fassungen im Hinblick auf das Französische findet man in der Einleitung des *Roman de Troia en prose* der Bodmeriana. Vgl. FRANÇOISE VIELLIARD (éd.), *Le roman de Troie en prose* (Version du Cod. Bodmer 147).

In der Bibliothek der rumänischen Akademie befinden sich zwei Handschriften einer *Istoriia Troadei:* die eine vom Jahre 1766 aus Bărbăteşti, die andere von 1812 aus Braşov. Die auf diese Weise überlieferte rumänische Fassung der Legende ist bemerkenswert, und zwar deshalb, weil ihr Weg über Rußland führt. Als genau nachweisbare Quelle diente ein Exemplar der zweiten russischen Übersetzung. Diese ist zur Zeit Peters des Großen entstanden und beruht auf einer lateinischen Kurzfassung, die auch deutschen Übersetzungen des 15. Jahrhunderts zugrundeliegt; sie ist in mehreren Handschriften erhalten und wurde 1709 in Petersburg erstmals gedruckt. Man vergleiche dazu das Stemma auf p. 33.[2]

Die beiden Herausgeber liefern außer dem Kommentar einen kritischen Text der rumänischen Fassung (p. 55–217). Diese entstand vermutlich im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in Braşov und scheint aus der Feder des Chronisten Radu Tempea II (1691–1742) zu stammen. Der Apparat zeigt, daß die beiden Handschriften nur wenig voneinander abweichen. Die Transskription folgt im Prinzip den in der rumänischen Philologie üblichen Regeln[3]. Dem rumänischen Text folgt eine deutsche Übersetzung (p. 261–412) sowie ein Namenregister. Die Bibliographie befindet sich in den Anmerkungen zum Kommentar (p. 48–53).

Gustav Ineichen

★

Italienische Studien, Jahreszeitschrift, *4* (1981); *5* (1982).

La rivista *Italienische Studien*, iniziata ad apparire al ritmo di un fascicolo all'anno nel 1978, a cura dell'Istituto italiano di cultura di Vienna, si sta rivelando un utile terreno di incontro fra italianisti di lingua tedesca e di lingua italiana. Lo schema della rivista prevede una parte dedicata a contributi di carattere letterario e una dedicata a contributi di carattere linguistico, seguite da Recensioni e eventuali Notizie o Rassegne; dà quindi per implicita una certa eterogeneità dei temi trattati, a vantaggio della specificità 'esterna' dell'area culturale investigata, appunto quella italiana: come mostrano bene i due ultimi fascicoli usciti. Il num. *4* (1981), di 186 pp., contiene cinque contributi nella prima sezione e sette nella seconda, oltre a un'interessante rassegna *Zur Situation der Italianistik an den Universitäten der Bundesrepublik* di H. H. Christmann (p. 155–161), e a una decina di recensioni. Si va da considerazioni sui tarocchi nei *Destini incrociati* di Italo Calvino (G. Goebel), a uno scavo filologico di Ž. Muljačić sui rapporti fra cultura italiana e cultura tedesca nell'attività dell'illuminista veneziano Alberto Fortis, a un *review article* di G. Holtus su tredici volumi di diversi autori circa il tema dell'educazione linguistica (democratica) in Italia, a informate note storico-etimologiche sulla fortuna di due 'neologismi' dell'italiano colloquiale, *ciao* e *imbranato* (M. Cortelazzo). M. Pfister presenta affinità e divergenze fra la questione cinquecentesca della lingua

Fondation Martin Bodmer, Cologny-Genève 1979. (Vielleicht erinnert man sich in diesem Zusammenhang an die Ausführungen von Marc-René Jung, NZZ Fernausgabe Nr. 294, 19. Dezember 1981). – Mittellateinisch außerhalb der frz. Tradition: G. Stohlmann, *Anonymi Historia Troyana Daretis Frigii*, Düsseldorf 1969; M. Godi, *Una redazione poetica latina medievale della storia «De excidio Troiae» di Darete Frigio.*

[2] Die erste vollständige russische Übersetzung war für Ivan IV. bestimmt und stammt aus dem «westlich-russischen» Gebiet des damaligen Herzogs von Litauen. Man sagt, daß die beiden Übersetzungen sich nur wenig voneinander unterscheiden.

[3] Das Foto eines Blattes der Hs. von 1766 findet man bei Al. Rosetti (et al.), *Istoria literaturii romîne*, Bd. I, Bukarest 1964, p. 738.

e la 'nuova' questione della lingua, e R. Rindler Schjerve e G. Francescato formulano osservazioni in chiave contrastiva circa le preposizioni *di, a, da* la prima e *mit / con* il secondo. – Il num. *5* (1982), di 226 p., è ricco di sette contributi letterari-filologici e cinque linguistici, e di una rassegna su *Die Romanistik in Österreich zwischen 1945 und 1980* di W. N. Mair – H. Meter, oltre alla solita manciata di recensioni. Meritano qui segnalazione, fra l'altro, note di A. Daniele sui *Quattro libri dell'Architettura* di A. Palladio, un preciso schizzo di E. Radtke sull' 'italiano di Napoli' come caso paradigmatico della *Stadtsprachenproblematik* nella sociolinguistica italiana, un saggio di M. A. Cortelazzo sul linguaggio politico, osservazioni di C. Grassi sul bilinguismo di figli di emigrati italiani in Svizzera e in Germania Federale, e indicazioni metodologiche sull'indagine dialettale in provincia di Piacenza (L. Zörner). Particolarmente accurata, approfondita e analitica è la radiografia di Mair e Meter sulla posizione dell'italianistica nella romanistica austriaca.

Gaetano Berruto

★

ELISABETH RÜFER, *Gallizismen in der italienischen Terminologie der Modesprache*, Königstein/Ts. (Verlag Anton Hain) 1981, 374 p. *(Untersuchungen zur Romanischen Philologie 14)*.

Es gibt wohl kaum einen lexikalischen Bereich, in welchem markante Veränderungen des Gegenstandsbereichs die Sprache zu derart raschen und häufigen Anpassungen zwingen wie in jenem der Mode. Die Modefachterminologie ist darüber hinaus ausgesprochen international, d.h. durch zahlreiche Übernahmen aus prestigereichen Sprachen gekennzeichnet, die oft über mehrere Stationen hinweg laufen. Für ihre Untersuchung des französischen Einflusses auf das Italienische hat Elisabeth Rüfer eine gute Wahl getroffen, die eine reiche Ausbeute verspricht.

Der Hauptteil der Arbeit: *Modegallizismen des 20. Jahrhunderts: Stand 1975* (p. 98–360) besteht in der Ausbreitung und Interpretation eines umfangreichen Korpus von nicht-adaptierten Modegallizismen, die in den Jahren 1966–1974 aus Modezeitschriften exzerpiert wurden. Im Glossar (p. 98–273) figurieren 636 Einträge mit Angaben über die Anzahl Belege, Pluralform(en), Alternativgraphien, Genusbesonderheiten, Ableitungsformen, Konkurrenzwörter usw. Es folgt eine linguistische Analyse mit einem Kapitel zur *Integration des Gallizismus in das linguistische System des Italienischen* nach graphematischen, morphologischen und semantischen Kriterien (p. 275–332) sowie einer kürzeren Abhandlung zur *Akklimatisation und Situierung des Gallizismus im lexikalischen Bereich* (p. 333–360). Diesem synchronisch-deskriptiven Teil geht eine *Lexiko-historische Prämisse* mit dem Untertitel *Geschichte der Gallizismen in der italienischen Modefachsprache* voraus (p. 8–97). Der sprach- und kulturhistorischen Charakterisierung der einzelnen Jahrhunderte (13.–19. Jh.) schließen sich alphabetische Wortlisten an, welche ausschließlich «die jeweils *erhaltenen*, heute noch *gebräuchlichen* bzw. *lexikalisierten* Gallizismen» beinhalten (p. 16). Diese Auswahl erklärt sich aus dem Ziel der Arbeit: «der Beschreibung des aktuellen Sprachzustands (...), d.h. aller, in der gegenwärtigen Sprachwirklichkeit koexistenten, formalverschiedenen Gallizismen» (p. 3).

Man wird an dieser Arbeit zunächst die Fülle des präsentierten Materials würdigen. In der Perspektive einer sprachübergreifenden Erforschung der Lehnbeziehungen und der Modesprache wurde hier eine wichtige Lücke geschlossen. Richtig war zweifelsohne auch der Entscheid, das Schwergewicht der Untersuchung auf die Analyse der Integration der Galli-

zismen zu legen. Elisabeth Rüfer bestätigt den in der bisherigen Forschung vorgezeichneten Befund, daß sich das Italienische «auf [dem] *morphologischen* Sektor (...) durch die extrem hohe Zahl der importierten Gallizismen vor kaum lösbare Probleme der Adaptierung gestellt» sieht (p. 331). Hingegen biete die Integration im Bereich der Wortbildung keine Schwierigkeiten: «Die Sprache operiert hier nach gewohnten Mustern, sie bedient sich der Gallizismen mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie der eigenen Nomina» (p. 331). Ein beachtenswertes Kapitel ist dem Thema *Entlehnungsmotivation und Funktion des Gallizismus* gewidmet (p. 333–347), wobei die Autorin nicht nur auf die «stilistische Ausstrahlung» des Gallizismus verweist (p. 342), sondern auch den schöpferischen Aufwand hervorhebt, der angesichts des raschen Verschleisses der Modeterminologie notwendig ist; er führe zu trägheitsbedingten Fremdwörtern, da diese bei den Journalisten disponibler seien (p. 339).

Zu kritischeren Bemerkungen gibt vorab die äußerst schmale bibliographische Basis dieser Untersuchung Anlaß, in welcher z.B. die gesamte neuere angelsächsische, deutsche und französische Literatur zur lexikalischen Kreativität fehlt. Wie kann man darüber hinaus «eventuelle Abweichungen des italienischen Sprachgebrauchs vom französischen» aufspüren wollen (p. 99) und dabei v.a. mit dem Robert arbeiten, ohne die zahlreichen Klein- und Neologiewörterbücher zu konsultieren, die den wechselnden Sprachgebrauch viel unmittelbarer reflektieren? Die (vorsichtigen) Quantifizierungsversuche (Tabelle p. 92) beruhen wohl auf zu unterschiedlichen Datenmengen (Exzerpte von T. E. Hope, *Lexical borrowing in the Romance languages*, von R. Levi Pisetzki, *Storia del costume in Italia* und von Wörterbüchern (?) für die Zeit bis zum 19. Jahrhundert, ein Zeitschriftenkorpus für das 20. Jahrhundert), um aussagekräftig zu sein. Aus demselben Grund sind die Informationen über Dubletten wie *paltò/paletot*, *blusone/blouson*, *pagliette/paillettes* überall da mit Zurückhaltung aufzunehmen, wo zwischen dem *effektiven Gebrauch* des 20. Jahrhunderts und *Lexika* sowie *Nachschlagewerken* des 19. Jahrhunderts verglichen wird. An sich durchaus plausible Hypothesen über eine veränderte Einstellung dem Gallizismus gegenüber lassen sich auf diesem Wege kaum erhärten. Und wer die apriorische Behauptung, daß das 20. Jahrhundert die Gallizismen «direkt, ohne Veränderung aus dem Französischen zu übernehmen pflegt» (p. 3), an eigenen Materialien nachweisen will, darf sich bei der Exzerpierung nicht ausdrücklich auf die «nicht adaptierten Modegallizismen» beschränken (p. 4) ...

Zusammenfassend hat Elisabeth Rüfer mit großer Sorgfalt und Akribie ein reiches Material zusammengetragen; die Interpretation, welche die neuere Forschung z.T. vernachlässigt, bleibt hinter der Qualität des Korpus zurück.

Georges Lüdi

★

FABIO MARRI, *Glossario al milanese di Bonvesin*, Bologna 1977, 219 p.

Dieses philologisch basierte Glossar zum Volgare des Bonvesin de la Riva, das auf der klassischen Ausgabe von Gianfranco Contini (1941) beruht, ist selektiv und stellt den einschlägigen Wortschatz in den Zusammenhang der aobit. Schriftdialekte. Ins Blickfeld geraten außer dem Ait. auch die modernen Dialekte sowie gegebenfalls das Aprov. und das Afrz. Die einzelnen Stichwörter sind anhand von Textmaterial und mit Bezug auf die Ergebnisse der Forschung problemgeschichtlich aufgearbeitet, etymologisch allerdings vorwiegend im Rahmen des *REW*. Das Ganze zielt darauf ab, die Wortbedeutungen möglichst genau festzulegen, um auf diese Weise einer genaueren Interpretation der Texte den Weg zu ebnen.

Eine Kontrolle dieses Glossars – allerdings nicht die philologische – ist fortan das *LEI* von Pfister, wo man «MarriBonvesin» bereits eingetragen vorfindet. (*aonda* fehlt unter *abunde*). Bonvesin ist im *LEI* deshalb sehr gut vetreten; denn außer der genannten Edition von Contini findet man ja auch die älteren Beiträge von Lidforss (1872) und Biadene (1902). Zum etymologischen Verfahren vergleiche man mit dem *LEI* z.B. *adess* (unter *ad ipsum*) sowie *adolt* «alto», *aleo* «lieto», *alezer* «scegliere» usw. Wir haben im Hinblick auf die drei letzten Beispiele, die *ad* betreffen, schon von einer Vorliebe der aobit. Dialekte für Prosthesen gesprochen. Cf. dazu auch die Stichwörter mit *des-*.

Ferner: *deslongare* «slogare» ist doch wohl volkstümlich umgebildet. Zu *niol* «midolla» gehört nicht nur obit. *miola*, sondern auch *megola* (mit hiatustilgendem *-g-*). *scorlar* «scuotere» findet sich im Serapion carrarese und bei Savonarola (Cf. jetzt: Jane Nystedt: *Libreto de tute le cosse che se manzano. Un libro di dietetica di Michele Savonarola, medico padovano del secolo XV*. Diss. Stockholm 1982). Nachzutragen ist schließlich das *Vocabolario* der Dialekte des Tessins. Trotzdem ist dieses Glossar sehr nützlich.

Gustav Ineichen

★

Libru di li vitii et di li virtuti a cura di FRANCESCO BRUNI, 3 vol., Palermo (Centro di studi filologici e linguistici siciliani) 1973, 492 p. *(Collezione di testi siciliani dei secoli XIV e XV, vol. 12–14)*.

Die von Frère Laurent de Bois im Auftrag des französischen Königs Philipp III. verfaßte *Somme le Roi* (1279/80) gehört zu den meistgelesenen Moraltraktaten des Mittelalters (ca. 100 franz. Hss.). Sie wurde ins Provenzalische, Katalanische, Italienische und Englische übersetzt. Eine kritische Edition des französischen Originals fehlt bis heute[1]. Francesco Bruni hat als erster eine der romanischen Übersetzungen in einer vorzüglichen Ausgabe vollständig zugänglich gemacht[2]. Das sizilianische *Libru* beruht nicht direkt auf dem französischen Original. Als Vorlage diente dem anonymen Übersetzer die toskanische Version des Florentiners Zucchero Bencivenni (aktiv 1300–1313)[3]. Die sizilianische Fassung ist, nach den einleuchtenden Argumentationen des Herausgebers, in der Zeitspanne 1347/52 – 1384/88 im Benediktinerkloster S. Martino delle Scale bei Palermo entstanden. Von dort kommt auch die einzige Hs. (15. Jh.); sie liegt heute in der Biblioteca Comunale von Palermo.

So wenig wie im Fall des altsizilianischen *Eneas* (1314–37), der auf der *Eneide* von Andrea Lancia beruht, kann man hier von einer Ausstrahlung des florentinischen «Preumanesimo» sprechen. Das *Libru di li vitii* ist ein Lehr- und Erbauungsbuch für die Mönche des Klosters S. Martino, vor allem für die weniger gebildeten unter ihnen (p. XLIX). Das stilistische wie auch das geistige Niveau der sizilianischen Version ist tiefer als das der toskanischen Vorlage. Im 4. Kapitel seiner Einleitung *(Techniche della traduzione)* zeigt Bruni an ausgewählten Beispielen, wie der sizilianische Bearbeiter sich zwar streckenweise mit einer mehr oder weniger mechanischen Transposition von einer Scripta in die andere begnügt – so geraten denn auch viele Toskanismen in das *Libru* –, daneben aber im Lexikalischen wie im Syntak-

[1] Sie ist in Vorbereitung. Cf. *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters VI/2*, Nr. 2386.

[2] Die Ausgabe von G. DE GREGORIO (1892) ist mangelhaft. Cf. BRUNI (ed.) 3, p. 312ss.

[3] Über die Bedeutung Z. BENCIVENNIS – sie ist in der neueren Forschung (C. SEGRE) präzisiert worden – und über die Überlieferung seiner Version der *Somme* cf. BRUNI (ed.) 1, p. VIss. und 3, p. 317ss.

tischen immer wieder eigene Ansätze hat: Synonymdoppelung, freie Wortwahl, progressive Wortstellung. Ein genaueres Bild von der Leistung des Benediktiners von S. Martino wird man sich erst machen können, wenn einmal eine kritische Ausgabe von Bencivennis Version vorliegt. Vorläufig wird man dankbar Brunis zweiten Apparat benützen (3, p. 362ss.), wo alle problematischen Stellen (Mißverständnisse des sizilianischen Übersetzers, approximative Wiedergabe, Abweichungen von der Vorlage) mit den entsprechenden Lesarten der Hss. V und R verglichen werden[4]. Ein nahezu vollständiges Glossar von rund 100 Seiten beschließt den 3. Band. Im ganzen genommen leistet Bruni mit seiner Edition einen gewichtigen Beitrag – den bedeutendsten seit Folenas Ausgabe des *Eneas* (1956) – zu einer kulturgeschichtlich fundierten Sprach- und Literaturgeschichte des sizilianischen Trecento.

Siegfried Heinimann

★

PAOLO ZOLLI, *L'influsso francese sul veneziano del XVIII secolo*, Venezia (Istituto veneto) 1971, 246 p. *(Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, Memorie, Classe di scienze morali, lettere ed arti, vol. 35, fasc. 2)*.

Die vorliegende Schrift ist die erste größere Untersuchung über französische Lehnwörter im Italienischen nach Bezzolas *Abbozzo di una storia dei gallicismi italiani nei primi secoli (750–1300)*, Heidelberg 1925. Im Unterschied zu dieser zielt sie auf eine eng begrenzte Sprache hin, und ebenso begrenzt ist ihr Ausgangspunkt, die *Raccolta de' proverbii, detti, sentenze, parole e frasi veneziane le più usitate, arricchita tratto tratto d'alcuni esempii ed istorielle adattate al gusto moderno e secolo corrente, per maggior intelligenza ed illustrazione della medesima* des Francesco Zorzi Muazzo (1768/71), die Zolli 1969 in den *Studi veneziani* (*11*, 537–559) vorgestellt hat (ebendort p. 560–582 die äußerst lesenswerte *Prefazione* Muazzos).

Nicht begrenzt, aber vom Ausgangspunkt und der Zielsetzung her nun gesichert und zuverlässig sind die Ergebnisse des Buchs. In zehn Abschnitten sind Namen von Kleidung, Stoffen, Farben, Hausrat, aus Gastronomie, Musik, Spiel, Transport, Militär und anderen nicht speziell klassifizierten Bereichen aufgereiht, denen zwei Appendices (*Parole e locuzioni francesi registrate nella Raccolta del Muazzo*, p. 209–216; *Locuzioni composte con l'aggettivo 'francese' e simili*, p. 217–224), eine ausführliche Bibliographie und Indices (*Indice delle parole veneziane*, p. 237–239, *italiane*, p. 240–242, *francesi*, p. 243–245) folgen.

Der einzelne Wortartikel gibt im Zitat die Kommentare Muazzos, die französische Herkunft (mit Sinn und Datierung) und eventuelle Belege hochsprachlicher italienischer Entlehnung; es folgen (wieder im Zitat) die übrigen venezianischen Belege (Patriarchi und Boerio, Autoren, volkstümliche Texte, usw.) und die Registration des Ausdrucks in den Wörterbüchern anderer Dialekte. Im einzelnen Fall ergeben sich damit, außer einer über das Venezianische weit hinausgehenden Dokumentation, Aufschlüsse über den spezifischen Gebrauch eines Worts und den mit ihm von Muazzo verbundenen Gefühlsgehalt, Neudatierungen (nicht nur der italienischen, sondern in manchen Fällen auch der französischen Ausdrücke), Einsicht in form- und bedeutungswandelnde Kräfte des sprachlichen Gebrauchs, Hinweise auf kulturgeschichtliche Strömungen und, nicht zuletzt, Einblick in Leben und Treiben der Venezianer.

[4] Keine der sieben erhaltenen BENCIVENNI-Hss. kann als die unmittelbare Vorlage des *Libru* gelten. Nur V und R enthalten dieselbe Fassung wie das sizilianische Buch.

Paolo Zolli hatte sich in ausgezeichneten Einzeluntersuchungen auf dieses Buch (das seine *Tesi di perfezionamento in glottologia presso l'Università di Padova* darstellt) vorbereitet: *Retrodatazioni di francesismi settecenteschi, LN 25* (1964), 11–17, *Francesismi nel linguaggio politico italiano alla fine del '700, LN 26* (1965), 16–19, *'complotto' e 'complottare', LN 30* (1969), 112–114; weitere sind in zeitlicher und räumlicher Ausdehnung des Studienobjekts gefolgt: *Note storiche e bibliografiche sui dizionari di neologismi e barbarismi del XIX secolo, Atti Ist. Veneto 130* (1971/72), 161–208; *Saggi sulla lingua italiana dell'Ottocento*, Pisa (Pacini) 1974; *Le parole straniere*, Bologna (Zanichelli) 1976, um nur einige zu nennen. Heute sind dazu die zwei ersten Bände des *Dizionario etimologico della lingua italiana*, A–C u. D–H, Bologna (Zanichelli) 1979s. gekommen, in denen ergänzende Bemerkungen zu Ausdrücken des *Influsso francese* zu finden sind, vor allem aber immer wieder Verweise auf die unersetzlichen Ausführungen des besprochenen Buchs.

Rudolf Engler

★

RAMBERTINO BUVALELLI, *Le Poesie*, edizione critica con introduzione, traduzione, note e glossario a cura di ELIO MELLI, Bologna (Pàtron) 1978, 312 p. (Testi e saggi di letterature moderne, Sezione di letteratura francese, occitanica e letterature francofone, Testi, II).

«Mon Restaur» nennt der Troubadour Rambertino Buvalelli seine *dompna*, deren Namen er in seinen Gedichten an mehreren Stellen offen nennt: «Chanzon, va t'en, bos messagers, / e (lai vas Est,) ses plus atendre, / (a na Biatritz) fai entendre / que mon restaur no mi pot perdre.» (*Ges de chantar*, p. 184) Um beide – Dichter wie Angedichtete – gibt es in der Forschung denn auch kein großes Rätselraten, denn Buvalelli ist als politische Persönlichkeit hervorgetreten (z.B. als *Podestà* von Brescia 1201, von Mailand 1208, von Parma 1213, von Mantova 1215–16, von Modena 1217, von Genua 1218, von Verona 1221), wobei sich im Laufe seiner Amtstätigkeiten «rapporti personali con gli Estensi» (p. 61) ergeben haben; Beatrice d'Este ist ihrerseits «una persona che non passò inosservata sulla scena dei suoi tempi». (p. 61) Um 1192 geboren, zieht sie sich nach mondänem Leben 1220 in das Kloster von Salarola zurück, wo sie 1226 an Schwindsucht stirbt. Eine von einem Zeitgenossen Beatrices, Alberto di S. Spirito, verfaßte *Vita*, 1767 von G. Brunacci in Padua veröffentlicht, gibt Aufschluß über nähere Lebensumstände der Tochter von Azzo VI. Zweimal mögen sich Rambertino und Beatrice begegnet sein: 1203, Rambertino war da bereits 31 Jahre alt (er ist um 1172 geboren), und 1213. Dichter und Dame verbindet somit der aus der provenzalischen Lyrik bekannte *amor de lonh*. Am Hof von Este verkehrten neben Buvalelli die Troubadours Aimeric de Peghuilhan, Peire Raimon und Guilhelm de la Tor.

369 Verse sind es denn auch nur, die Elio Melli in seiner kritischen Ausgabe mit Sicherheit Buvalelli selbst zuschreibt, während 136 Verse unter der Rubrik «Dubbia Attribuzione» rangieren und ein Gedicht, *Al temps d'estiu, qan s'alegron l'ausel*, sich mit einem Platz im «Appendice» begnügen muß. Diese Dreiteilung der insgesamt elf Gedichte hat Melli nach eingehendem Studium der Manuskripte vorgenommen. Daß sich die Texte in Bibliotheken zwischen Rom, Paris, Oxford, Barcelona und New York verstreut finden, mag eine erste Vorstellung der äußeren Arbeitsbedingungen für Melli geben.

Mellis Ausgabe widmet sich unter neuesten Gesichtspunkten der Troubadourforschung dem Werk eines Dichters, das zuletzt von G. Bertoni in *I trovatori d'Italia* (Modena 1915) vorgelegt worden war. Die Lektüre dieser neuen Ausgabe nimmt sich nicht nur wie die Synthese vieler und langjähriger Einzelergebnisse aus, sondern sie verwandelt sich aufgrund ihrer guten Lesbarkeit in eine exemplarische 'lezione di paleografia'.

Die 140 Seiten umfassende «Introduzione» liefert zunächst biographische Überblicke – «Rambertino Buvalelli: dati biografici e attività politica» (p. 35–60) und «Beatrice d'Este» (p. 61–73), die in eine Darstellung der gleichsam durch Lebensumstände bedingten Produktionsästhetik des Dichters mündet: «Il canzoniere di Rambertino Buvalelli: 'Mon Restaur'» (p. 75–84). Es folgen dann linguistisch-strukturalistische Analysen des Textkorpus selbst, «Strutture, motivi, riecheggiamenti» (p. 85–120), «Appunti linguistici» (p. 121–128), und «Prosodia» (p. 129–131), die bereits zur Grundlage werden für die gesicherte, bzw. zweifelhaft bleibende Zuordnung der elf Gedichte innerhalb von Buvalellis dichterischem Schaffen. Die beiden Kapitel, «La tradizione manoscritta» (p. 133–137) und «Criteri dell'edizione» (p. 139–140) geben darüber letzten Aufschluß.

Es folgt der kritische Textteil (p. 143–266), der wegen seiner Fülle einzelner Schritte kurz skizziert werden soll. Bevor Melli nämlich den eigentlichen Text selbst vorlegt, geht er jeweils auf folgende Punkte ein:

1) Zu berücksichtigende Manuskripte;
2) bereits vorhandene Textausgaben;
3) metrische Gestaltung des Gedichts;
4) zum Abdruck ausgewählte graphische Wiedergabe.

Besonders diesen Schritt vollzieht Melli in aller Ausführlichkeit nach den Regeln der Paläographie (Kontamination, Recensio, Restitutio, Emendatio), die zur Erstellung eines Stemmas führen. Bei den Gedichten II, «Er quant florisson li verger», IV, «Ges de chantar no'm voill gequir», V, «Toz m'era de chantar geqiz», den drei Gedichten nicht gesicherter Zugehörigkeit, «Pois vei qu'el temps s'aserena», «Mout chantera de joi e voluntiers», «Seigner, scel qui la putia» und des im Anhang befindlichen «Al temps d'estiu, quan s'alegron l'ausel» ist dieser vierte Analyseschritt jeweils unterblieben.

Dem Text selbst sind als kritischer Fußnotenapparat sämtliche Manuskriptvarianten pro Vers zur Seite gestellt, gefolgt von einer Prosaübersetzung und einer Rubrik «Note al testo», wo Verständnishilfen bestimmter Begriffe und Lexeme auf der Basis der internationalen Troubadourforschung angefügt werden.

Ein umfangreiches «Glossario» (p. 269–301) läßt zusammen mit den einleitenden «Indici bibliografici» (p. 13–31) dieses Buch zu einer Studienausgabe[1] über das Werk Rambertino Buvalellis hinaus werden, die es verdiente – etwa als Taschenbuchausgabe – in der Bibliothek jedes an der provenzalischen Lyrik interessierten Studenten einen Platz zu finden.

Christof Weiand

★

Mittelalterliche Lyrik Frankreichs I: Lieder der Trobadors. Provenzalisch/Deutsch. Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von DIETMAR RIEGER, Stuttgart (Reclam) 1980, 325 p.

Cette anthologie publiée dans une collection très populaire répond à l'attente d'un public intéressé par tout ce qui touche le Moyen Age: la vie médiévale, sa conception de l'univers et surtout sa production littéraire. La littérature occitane est le berceau de pratiquement toutes les littératures occidentales et après les excès du Romantisme, il est salutaire de pouvoir aborder le monde des troubadours à travers les textes et une bonne traduction.

[1] Mit Blick auf eventuell anzubringende Ergänzungen sei auf die Besprechung von MAX PFISTER, *ZRPh 99*, 233–236 verwiesen.

Pour les spécialistes, Dietmar Rieger a publié d'une façon synoptique le texte original que l'auteur a repris des éditions critiques les plus récentes. Il admet que toute traduction est une interprétation mais il se fixe comme ligne de conduite l'objectivité et grâce à une traduction très littérale, il laisse au lecteur averti et compétent le soin de l'interprétation. Les amateurs de poésie occitane médiévale connaissent les arcanes du «trobar clus». Quant au choix des troubadours et de leurs pièces, il est traditionnel et ne sort guère des chemins battus. Les pages 233–316 sont réservées à un long commentaire, utile et compétent: édition(s), schéma métrique et ample bibliographie. Cette anthologie ne poursuit pas le même but que celle de Jacques Roubaud, *Les Troubadours*. Collection P. Seghers, qui excelle dans la recherche du jeu rythmique et des correspondances poétiques de la langue d'oc et du français en tentant de restituer «l'effet de siècles»; cependant, l'ouvrage de Dietmar Rieger remplit parfaitement le rôle qui lui est demandé par les lecteurs germanophones en leur permettant de s'initier aux mystères et aux charmes des *cansos* des troubadours.

Marie-Claire Gérard-Zai

★

DON ALFRED MONSON, *Les «Ensenhamens» occitans: essai de définition et de délimitation du genre*, Paris (Klincksieck) 1981; 192 p.

D. A. Monson s'est donné pour but de définir, en termes génériques, les *ensenhamens*, poèmes qui chronologiquement s'étagent de la fin du XIIe s. au début du XIVe, et qui jusqu'ici n'ont fait l'objet que de trois études d'ensemble, anciennes (début de notre siècle) et assez sommaires. Celles de J. Bathe surtout (de 1904 et 1906) servent de point de départ à Monson: il les explicite plus qu'il ne s'en démarque vraiment. S'agissant, en particulier, de trier en conclusion ce qui est proprement *ensenhamens* et ce qui ne l'est pas, Monson en vient à dresser une liste identique à celle que lui fournissait d'emblée Bathe (comparer p. 44 et 166). Cette liste embrasse neuf textes, constituant un corpus assez étendu pour qu'il soit possible d'en parler de façon approfondie.

Monson adopte néanmoins une approche purement externe: les *ensenhamens* sont considérés de manière comparative, à plusieurs niveaux (désignation, versification, thèmes) relativement à l'ensemble de la littérature occitane du même temps: d'où l'établissement d'une série d'oppositions permettant de cerner l'objet. L'auteur annonce un autre ouvrage, «littéraire», donc, je le présume, procédant par approche interne: le lecteur de cet ouvrage-ci en ressent vraiment le besoin!

L'argumentation se déroule en cinq chapitres, dont les trois premiers, formant la moitié du livre, constituent une longue et parfois redondante introduction. Chapitre IV: Les *ensenhamens* parmi les «genres courtois», *novas*, allégories comme *La cour d'Amour*, *saluz d'amour:* – Chapitre V: Les *ensenhamens* parmi les genres didactiques, épîtres, traités religieux et moraux, *sirventes* «pour jongleurs» (comme celui de Giraut de Cabrera). Ici se pose la question des ouvrages intitulés *Ensenhamen* mais de caractère purement didactique «abstrait»: Monson adopte le point de vue de Bathe, qui faisait un ensemble à part et, selon lui, cohérent, des textes fournissant, sous ce titre, des instructions relatives au comportement courtois. Préalablement, l'auteur avait procédé (chapitre I) à une «étude sémantique» d'*ensenhar*, *ensenhamen:* étude dont l'aboutissement n'ajoute pas grand-chose à ce qu'on savait déjà (et d'où ne ressort aucunement, me semble-t-il, que ces termes aient référé spécifiquement dans l'usage à un «genre» littéraire!). Avaient suivi trente pages (chapitre II) d'une parfaite platitude, résumant les travaux antérieurs.

Les *ensenhamens* sont décrits comme un développement de la chanson, une refonte de la matière lyrique – en quoi on ne peut les séparer des *saluz d'amour*, épîtres amoureuses, voire nouvelles, sinon (mais j'ai du mal à suivre Monson jusque là) romans comme *Flamenca*. Dans une littérature apparaissant ainsi, dans sa plus grande partie, comme une énorme amplification du discours troubadouresque, les *ensenhamens* se distinguent par une originalité formelle que Manson (en attendant le volume à venir?) définit surtout au niveau thématique. Textes «didactiques» (terme sur lequel l'auteur ne s'interroge pas: il ne fait pour lui pas problème) centrés sur les thèmes figurant par ailleurs dans la chanson; et un élément «moral» (même remarque) ...

Livre utile, certes, à défaut d'autres travaux sur la question: mais des plus médiocres. L'auteur reste étroitement prisonnier d'habitudes de pensée scientiste qui étaient déjà vieillies il y a vingt ans, et d'un langage désuet, baignant dans un XIXe siècle attardé. Il s'inscrit ainsi en faux contre tout l'effort actuel de renouvellement des études médiévales, qui tend à rejeter ou du moins à dépasser et à remettre en perspective l'énorme acquis de la science positiviste qui fut encore celle de nos maîtres. Ce manque total d'envergure, cette absence d'idées, la naïveté avec laquelle sont reprises sans distance critique des notions aussi complexes que, par exemple, celle de «courtoisie», diminuent grandement la valeur d'une telle étude: on ne pourra en utiliser le matériel qu'en le mettant au service de quelque idée venue d'ailleurs. La clarté de l'exposé (en dépit de sa lourdeur) et l'appareil de référence (notes, index, bibliographie) en feront alors un instrument de travail sans doute efficace.

Le point faible de la démonstration réside dans le concept – ou plutôt l'absence ici de concept! – de *genre*. Ce terme a été soumis depuis quinze ou vingt ans à toutes espèces d'analyses critiques dont on ne trouve chez Monson aucun écho. D'où (malgré les précautions de la p. 12) la circularité du discours: on trouve un genre parce que d'emblée on a décidé de penser en termes de genre. Monson a probablement raison, mais ni sa terminologie ni sa dialectique ne sont adéquates.

Paul Zumthor

★

FRANÇOIS ZUFFEREY, *Bibliographie des poètes provençaux des XIVe et XVe siècles*, Genève (Droz) 1981, 93 p.

La *Bibliographie de Pillet et Carstens*, on le sait (et on l'a souvent déploré), n'embrassait pas la poésie occitane postérieure à 1300: le modèle du Répertoire de Bartsch fixait apparemment, vers 1930 encore, une limite. Il est vrai que la tradition manuscrite justifie dans une certaine mesure cette division chronologique. I. Frank le notait, dans l'Introduction de son Rimarium: tout se passe comme si les amateurs et les copistes dès le XIVe siècle avaient considéré qu'une période de leur histoire poétique avait pris fin avec le XIIIe. De toute manière (matériellement et méthodologiquement) l'entreprise de F. Zufferey se justifiait, et l'on peut se féliciter de disposer désormais de cet instrument de travail, constituant, avec la réédition du Pillet-Carstens de 1968 (Bart Franklin reprints, New York), un ensemble instrumental enfin complet.

Zufferey définit «lyrique» dans les termes techniques admis par Frank: «composé en strophes». C'est là la sagesse, dût-il en résulter une certaine impression de dispersion (à peine sensible, du reste). L'auteur en effet a prudemment renoncé à faire un choix, et s'est proposé l'exhaustivité dans l'établissement de la liste des textes en cause: ceux de dix-sept manuscrits de Toulouse, Barcelone et de diverses bibliothèques de Paris, Marseille, Milan et Rome: cf. tableau p. xxxix; ces manuscrits sont l'objet de description critique, p. xviii–xxxviii.

Les informations fournies sont celles mêmes que l'on trouve, pour l'époque antérieure, dans Pillet-Carstens: liste, texte par texte, des éditions (manuscrites et modernes) et études. Zufferey fait précéder cette partie principale de son travail d'une «bibliographie générale», fort utile, regroupant les études dépassant l'objet d'un texte particulier: il les range (p. 1–7) sous cinq titres: Sur la période de transition; Sur la poésie lyrique provençale des XIVe–XVe s.; Sur l'origine et l'histoire des Jeux Floraux; Sur la légende de Clémence Isaure; Sur les rapports des poètes catalans avec l'école toulousaine. L'école toulousaine, on le voit, occupe la place centrale. Cela est conforme à la nature des choses: des 112 poètes considérés, 108 appartiennent à cette école, au sens large. Sous le no. 569 sont rangés tous les anonymes des *Leys d'Amors*.

Les poètes sont numérotés à partir de 463, Pillet-Carstens allant jusqu'à 461, et le 462 renvoyant à l'«anonyme religieux» du manuscrit de Wolfenbüttel, répertorié par Frank, II, p. 191–192. Nombre total de pièces: 269. Table des poèmes dans l'ordre alphabétique des rimes; table par genres (dans le sens défini par Frank).

Paul Zumthor

★

ANGELIKA WAHL, *Die altprovenzalische Übersetzung des Liber Scintillarum*, München (Wilhelm Fink Verlag) 1980, 261 p. *(Romanica Monacensia 14)*.

Le manuscrit en parchemin qui dans la *Bibliographie des manuscrits littéraires en ancien provençal* (Paris 1935) de Clovis Brunel porte le no. 155 [Paris, Bibl. Nat., fr. 1747], contient trois traductions provençales d'opuscules moraux en langue latine[1]. Il s'agit des textes suivants:

1) (fol. 1–8) une collection de sentences morales provenant du *Liber de moribus* de Sénèque et du recueil de Publilius Syrus; ces sentences ont été publiées par Diego Zorzi, *Una versione provenzale del '300 del «Liber de moribus» e delle sentenze di Publilio Siro*, dans *Aevum 28* (1954), 484–504;
2) (fol. 9–18) une exposition religieuse d'après le *De quinque septenis* de Hugues de Saint-Victor; ce texte, accompagné d'une traduction italienne, a été édité par Luciana Borghi Cedrini, *Appunti per la localizzazione linguistica di un testo letterario medievale: la cosiddetta «Traduzione di Beda» in lingua d'oc*, Turin 1978, p. 19–57;
3) (fol. 19–84) une traduction du *Liber scintillarum* attribué à Bède, mais composé en réalité par un moine bénédictin de la fin du VIIe siècle: Defensor de Ligugé. Cette traduction était encore inédite; la thèse (soutenue en 1978) d'A. Wahl vient donc combler une lacune.

L'intérêt de ce texte pour les provençalistes est avant tout d'ordre linguistique. Il est assez facile de déterminer approximativement l'aire dialectale d'où provient le manuscrit, à l'aide de critères phonétiques et morphologiques. La palatalisation de C- devant *a* (*chausa* 29d25, 74c14 à côté de la graphie latinisante *causa* 73b5, 11), l'évolution de -CT- en *it* (*faita* 28b15, 30d10) et l'instabilité du -N- intervocalique aboutissant en finale (*bo* 31b27, 38a25 à côté de *bon* 20b15, 22d30) délimitent une première zone comprenant la partie orientale du Limousin, la Marche, l'Auvergne (sauf la région d'Aurillac), le Velay et le nord du Vivarais. Une confirmation de cette localisation septentrionale est apportée par la désinence de 1ère pers. d'ind. prés. en *-e* (*done* 22c29, 84b23) et par les 3es pers. du pluriel en *-nt* (*amont* 23a10, 23b14, *aviant* 30a4).

[1] Le manuscrit contient en outre (fol. 85–98) une paraphrase des Psaumes en ancien français.

L'apparition de l'article féminin *li* au cas-sujet singulier (*li charitaz* 19e18, *li virtuz* 19e24) permet d'éliminer le Limousin et la Marche, alors que la tendance à l'amuïssement du -D- intervocalique (*creunt* 48b8/9 à côté de *crezunt* 59d12, *guiardo* 66a17, 18), jointe à la simple sonorisation du -T- (*seda* 41b12), écarte le nord-est du Velay et le nord du Vivarais. Reste une zone comprenant l'Auvergne (moins une partie de la Haute-Auvergne) et la région du Puy en Velay. A l'intérieur de cet espace, la désinance *-mos* à la 1ère pers. du pl. du parfait (dans *feimos* 83d9, *paguesmos* 83d10, *visticmos* 83d11 et *albergemos* 83d11)[2] nous oriente vers une aire voisine des parlers franco-provençaux, plus précisément dans la région du département du Puy-de-Dôme bordant le Forez[3].

En ce qui concerne le vocabulaire, l'auteur a pourvu son édition d'un glossaire en trois parties, ce qui n'en facilite peut-être pas la consultation, mais constitue néanmoins une bonne présentation lexicologique. La première partie contient tous les mots du texte qui sont attestés pour la première fois en ancien provençal, alors que la deuxième rassemble toutes les significations ou les constructions particulières apparaissant pour la première fois dans *Bède;* quant à la troisième partie, elle renferme tous les mots du texte (avec deux références au moins pour les plus fréquents), sauf ceux de la première liste et ceux de la deuxième qui n'offrent qu'une particularité sémantique ou syntaxique. Cependant, les mots qui en plus de sens ou de tours particuliers à *Bède*, connaissent des emplois ordinaires, figurent à la fois dans la deuxième et dans la troisième partie et sont imprimés en caractères espacés. En outre, les mots caractérisés par des particularités graphiques ou phoniques qui n'apparaissent pas dans les dictionnaires de Raynouard et de Levy ou dans le *FEW*, sont signalés par un astérisque.

Tous ces raffinements contribueront incontestablement aux progrès de la lexicographie provençale. Et comme l'édition du texte semble soignée, l'ouvrage d'A. Wahl ne manquera pas de rendre de précieux services aux provençalistes[4].

François Zufferey

★

MARVYN ROY HARRIS, *Index Inverse du Petit Dictionnaire Provençal-Français*, Heidelberg (Winter) 1981, XII + 199 p.

Cet index inverse est le pendant du Dictionnaire inverse de la langue française d'Alphonse Juilland, paru en 1965, pour l'occitan. C'est le premier index à avoir été réalisé en entier au

[2] On observera que toutes ces formes se concentrent dans l'ultime chapitre.

[3] C'est avec raison qu'A. WAHL (p. 9) rejette la localisation dans le Dauphiné proposée par BRUNEL et retient l'Auvergne comme lieu d'origine du manuscrit. Quant à Mme BORGHI CEDRINI (*op. cit.*, p. 131–137), elle ne se décide pas pour une région précise à l'intérieur d'une bande longeant le domaine franco-provençal de l'Auvergne jusqu'au Rhône.

[4] Nous avons relevé quelques rares fautes d'impression: p. 7, 4e l. du bas *Publius* au lieu de *Publilius;* p. 14, N 39 *cosidetta* au lieu de *cosiddetta;* p. 256, s. *voler : volqui* au lieu *de volgui*. – La bibliographie comporte quelques imprécisions. De la *Chrestomathie d'*APPEL (p. 258), l'auteur cite la 1re édition (1895) et non la 6e (1930). L'édition du *Glossarium* de DU CANGE (p. 259), due aux soins de L. FAVRE, a paru à Niort de 1883 à 1887. De même, le second volume du *Tresor* de MISTRAL n'a paru qu'en 1886. Le titre de la thèse dactylographiée de FRITZ RUF (p. 260) doit porter *Konsonanzen* et non *Konsonanten* (cf. p. 11, N 25). De plus, dans la liste des abréviations (p. 261), apparaît «Roch. Trad. lat.», alors que dans l'apparat critique et dans le glossaire il n'est fait usage que de «Roch. Trad.».

moyen d'un micro-ordinateur: Challenger II, modèle C 2 8 S (Ohio Scientific Instruments), avec une imprimante Cope 1030 (Harris Communications Systems) convertie pour accepter le code ASCII et dont le mécanisme de sortie est une machine à écrire IBM Selectric.

L'auteur s'est limité aux dépouillements du *Petit Dictionnaire Provençal-Français* d'Emil Levy, paru en 1909 et réédité très souvent; il n'a pas introduit de corrections. Les 23.684 mots de l'*Index* ne représentent pas la totalité de ceux du *Petit Dictionnaire* par suite de l'adoption de certains principes: manquent dans l'*Index* les mots ne figurant chez Levy qu'en tant que variantes portant sur la partie initiale du mot et écrits avec un trait d'union final; par ex. *balh- bailansa.*

Manquent aussi toute multiplication des homographes ainsi que les composés et les syntagmes qui sont à l'en-tête d'un article si les unités ne sont pas reliées par un trait d'union, par ex. *olh de veire* mais *sanc-de-dragon.* En raison de difficultés techniques dans l'ordination, sont absentes de l'*Index* les deux variantes clitiques unilittérales *n* et *n'* de l'honorifique masculin *en* quoiqu'y paraissent les formes bilittérales *ns* et *nz.*

On ne peut nier l'utilité d'un dictionnaire inverse pour certaines recherches, on regrettera cependant que l'auteur se soit limité à l'ouvrage très élémentaire du petit dictionnaire d'Emil Levy.

Marie-Claire Gérard-Zai

★

GEORG FEXER, *Die ältesten okzitanischen und mittellateinischen Personenbeinamen nach südfranzösischen Urkunden des 11., 12. und 13. Jahrhunderts.* Inaugural-Dissertation der Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg, 1978, 684 p.

Le Midi de la France a constitué le point de départ de l'évolution graduelle, qui, à partir du Xe siècle, réinstalla le surnom comme partie intégrante du nom d'un individu; le livre de M. Fexer est donc un outil nécessaire[1] pour quiconque s'occupe de l'anthroponymie gallo-romane. Dans le Midi, le surnom commence à devenir héréditaire vers la fin du XIe siècle déjà (p. 6–7): une bonne partie de surnoms mentionnés sont en réalité déjà des noms de famille. Portés par des femmes, les noms de famille qui représentent, à l'origine, des surnoms masculins, sont dotés de terminaisons féminines, notamment *-a* et *-es(s)a* (*Ahelis Moltona, Guisla Moutonessa* appartiennent à une famille dont les membres mâles s'appellent *Mouton*).[2]

L'auteur consacre un chapitre intéressant à l'origine onomasiologique des surnoms tirés d'appellatifs; ils décrivent 1) une partie du corps, 2) l'apparence, 3) le caractère, ou 4) les habitudes du porteur; 5) quelque événement de sa vie, 6) son métier, 7) son état social, 8) sa provenance. Quelquefois enfin ils marquent 9) la position qu'il a dans sa famille, 10) sa religion ou 11) son âge. Ce sont souvent des sobriquets.

Un premier coup d'œil sur les matériaux promettait déjà une récolte très riche; ainsi, après avoir opéré une délimitation temporelle (dès les origines jusqu'à l'an 1300) et géographique (les régions occitane et franco-provençale, la Vendée, la Saintonge, le Poitou et l'Angoumois),

[1] Le travail de pionnier de H. WEBER est géographiquement plus limité et traite d'une époque plus récente (*Die Personennamen in Rodez (Aveyron) um die Mitte des XIV. Jahrhunderts,* Jena/Leipzig, 1934).

[2] Même procédé, l'addition d'un *-e*, dans les surnoms féminins du Nord de la France, cf. K. MICHAËLSSON, *Etudes sur les noms de personne français dans les rôles de taille parisiennes 1292–1313, I.* Uppsala 1927, p. 153ss.

l'auteur a dû faire un choix dans ces matériaux: les surnoms qui ne fonctionnent pas comme appellatifs (p. ex. les prénoms et les noms de lieu) ont été écartés. En revanche, les surnoms-appellatifs ont aussi été inclus sous l'habit latin, puisque bon nombre de clercs occitans latinisaient leurs matériaux. Le livre contient également beaucoup de surnoms clairement français, originaires du nord du domaine examiné où l'influence du français était considérable surtout vers la fin de la période. Les collections imposantes de M. Fexer, présentées par ordre alphabétique, occupent 600 pages. Il s'agit d'un ouvrage de grande valeur dont l'utilisation aurait pu être facilitée par la mention, pour chaque occurrence, d'une unité géographique connue du lecteur (ancien pays, département moderne, p. ex.): tel que l'ouvrage se présente, on a de la peine à localiser certains exemples, à moins d'être un géographe amateur domicilié dans le Midi.

Cependant ces collections feront sans doute l'objet de plusieurs études linguistiques. Le surnom occitan semble être d'origine romane dans la grande majorité des cas, les noms comme *Brunenc* étant exceptionnels, alors que le prénom de l'époque, surtout le prénom masculin, était encore très souvent d'origine germanique.

Les particularités graphématiques de ces noms devraient faire l'objet d'une étude à part; la répartition géographique de *Calv/Chalv*, *Camarlenc/Chamarlenc; Garric/Jarric*, etc. devrait être examinée, les graphies *casa*, *chesa*, *cheza*, *chiesa*, *chisa* devraient être comparées à celles des autres noms susceptibles de montrer l'influence de la loi dite de Bartsch, p. ex. Une autre étude devra être consacrée au type morphologique des noms; il y a des composés *(Blancaspels, Alzaram, Lavenfant)* dont l'examen est facilité par un index placé à la fin de l'ouvrage: le surnom peut représenter un ancien génitif (et les noms de *Durantus Cocchi* et *Petrus Regis* ne se trouvent que sous *Coc* et *Rei*, respectivement); il y a aussi bien des matronymes *(Giraldus Bonafilia)* que des patronymes *(Raimonds Bofils, na Bofilla)*, etc.

Mais c'est la lexicologie occitane qui tirera le plus grand profit de ce livre. Il vérifie les dates et la propagation géographique pour bon nombre de termes; pour d'autres, il cite des variantes et des dérivés non attestés auparavant. – Certaines corrections seront nécessaires. *S. Aurelia* est le nom fém. correspondant à *Aurelius* plutôt que l'homonyme de *Bernardus Auricule;* et *Deusde Arle* est nommé d'après le nom même de la ville: il devrait être écarté de la liste, puisque son surnom est un nom de lieu (de même *Jerusalem* n'appartiendra pas aux surnoms-appellatifs occitans); *Hoseau* (poitev.) n'est pas nécessairement une variante du prov. *Aucel* –, il peut représenter l'afr. *hosel*, etc.

Observation de détail: (p. 1) le nom bi- ou tripartite roman a déjà fait place au nom unique dans des inscriptions chrétiennes, et également en Afrique. Cette évolution ne peut donc pas être attribuée à l'influence germanique (cf. I. Kajanto, *The Latin Cognomina*. Helsinki 1965, p. 135).

Leena Löfstedt

★

GEORG KREMNITZ, *Das Okzitanische. Sprachgeschichte und Soziologie*, Tübingen (Niemeyer) 1981, 98 p. *(Romanistische Arbeitshefte 23)*.

Dans cette étude, l'auteur tente de répondre aux questions suivantes:

a) Quels sont les rapports existant entre le français et l'occitan? Y a-t-il influences réciproques? A quelles conditions existentielles particulières est soumis l'occitan?
b) La cristalisation de la situation actuelle peut-elle être démontrée pour le moins dans les étapes les plus importantes?

c) La supposition de l'existence d'une seule langue occitane est-elle justifiée?
d) Qui parle occitan aujourd'hui? A qui? et de quoi?
e) L'occitan peut-il remplir les tâches d'une langue culturelle moderne?

Il analyse quelques données sociales de comportements linguistiques et les conséquences qui peuvent en résulter pour la langue et pour celui qui la parle.

En appendice, nous trouvons l'épitaphe de Simon de Montfort et sa traduction en français moderne (p. 89), quelques textes brefs du Béarn, le *Sounet al rey* d'Auger Galhard du XVIe siècle, *La Coupo* de Mistral, *En Carcasona* de Filadelfe de Gerde, *Lo darrièr jòc* de Joan Bodon, chaque texte accompagné d'une traduction en français. La bibliographie occupe les pages 93–98, on peut regretter l'oubli du titre suivant: Bodo Müller, *Das Provenzalische in neuerer Zeit. Ein Überblick über die Entwicklung der sprachlichen Situation in Südfrankreich*, *NS*, neue Folge, *13* (1964), 413–429.

Marie-Claire Gérard-Zai

★

ALEXANDRE MICHA, *Etude sur le «Merlin» de Robert de Boron*, Genève (Droz) 1980, 242 p. *(Publications romanes et françaises 151)*.

Voilà juste quarante ans je publiais ma thèse *Merlin le Prophète*, dont le volumineux chapitre III était consacré au roman de Robert de Boron et à sa mise en prose. D'où, la distance temporelle aidant, l'intérêt avec lequel j'ai lu l'ouvrage d'A. Micha: intérêt d'autant plus grand qu'au cours des ans bien des points obscurs de la tradition de nos textes se sont élucidés; et, tandis que je commençais par là ma carrière, mon ami A. Micha nous procure une étude complète, écrite avec vigueur et enrichie d'un demi-siècle d'expérience et de réflexion.

Je ne ferais de réserves que sur quelques points où je regrette qu'A. M. soit resté, sans doute par prudence philologique, trop en-deçà des vues synthétiques qui, me semble-t-il, s'imposent: ainsi, aux p. 190–193 et 216–217, à propos du personnage de Blaise, que l'on ne saurait expliquer par réduction à la permanence d'un motif folklorique ou à une simple utilité narrative. Autour de cette figure et par elle s'articule une idéologie (latente) du passage de la véridicité orale à celle de l'écriture; et cela importe, à mon avis, beaucoup, s'agissant d'un roman à la fois contemporain de la constitution d'une «écriture» proprement dite de langue vulgaire, et (plus encore) du moment où la prose narrative revendique sa capacité à relayer le vers.

Peut-être A. M. a-t-il été freiné dans ses considérations par le côté conventionnel du plan adopté pour sa Troisième Partie, «L'Art»: Composition – éléments du récit – personnages – style – influence... ce qui rend difficile un élargissement de la perspective. Le chapitre III, p. 59–76, qui étudie comparativement la version originale en vers et sa mise en prose, propose une analyse textuelle très éclairante, mais néglige cette occasion de formuler, en termes fondamentaux, le problème de la mutation ainsi opérée.

L'ouvrage comporte trois parties: La matière narrative – le Contenu spirituel et moral – L'Art. Une liste des (nombreuses) études utilisées tient lieu de bibliographie: tout l'essentiel de ce que l'on peut réunir sur le sujet y figure.

Toutes les questions philologiques et historiques, parfois irritantes, soulevées pour les chercheurs depuis près d'un siècle par les deux *Merlin* (en vers, en prose) et par la trilogie dont ils forment la partie centrale, sont successivement et clairement énoncées, la plupart reformulées au terme d'un examen critique des travaux déjà existants (et souvent polémiques),

entre lesquels s'impose une prise de position. Celle d'A. M. est remarquablement cohérente. Qu'il s'agisse de l'authenticité du cycle en vers, de son *Merlin* tronqué et de l'existence de son *Perceval* perdu, de la relation entre les deux cycles et de la fonction du *Merlin* dans l'ensemble, A. M. met ce qui, me semble-t-il, constitue un raisonnable point final à la discussion. Sur les sources, l'élément le plus neuf me paraît la longue comparaison (p. 36–48) qui, épisode par épisode, établit que Robert suivait Wace plutôt que Geoffrey de Monmouth. Je reste en revanche assez sceptique envers les p. 53–58, doutant qu'il convienne de trop valoriser la persistance de motifs folkloriques dans la constitution des personnages. Le chapitre sur la composition narrative (p. 141–159) me paraît l'un des meilleurs du livre et propre à situer, dans l'histoire littéraire, un texte, généralement et à tort, tenu pour de second ordre, sinon tout à fait négligeable.

Le chapitre VI, *Reflets du monde contemporain*, p. 111–138, dû à Hugues Micha, permet de préciser ce jugement, et de percevoir, par rapport à Chrétien de Troyes et aux auteurs aristocratiques de romans en vers, la spécificité d'un texte issu d'un milieu différent et engagé déjà dans la vision du monde qui sera celle des grands romans en prose du XIIIe siècle.

Paul Zumthor

★

L'Oeuvre lyrique de Richard de Fournival, édition critique par Y. LEPAGE, Ottawa (Editions de l'Université d'Ottawa) 1981, 175 p.

L'importance de Richard de Fournival dans la littérature du second tiers du XIIIe s., signalée jadis par les premiers médiévistes défricheurs de notre terrain d'étude, tant soit peu occultée par la suite, s'impose de nouveau à nous. Importance du personnage, très représentatif d'une bourgeoisie liée à l'administration royale, engagée dans la couche dirigeante du clergé, et porteuse des aspects «modernes» de la haute culture de ce temps. Importance non moindre, et non moins caractéristique, de l'œuvre, assez abondante (10 titres authentiques, et 7 douteux), et diverse puisqu'à côté d'un secteur «littéraire» (poétique et courtois), elle comporte un secteur «scientifique». Ce dernier est jusqu'ici resté pour l'essentiel inédit, mais témoigne apparemment des relations que Richard, fils de médecin, eut avec des domaines de philosophie pratique tels que l'alchimie. Je serais prêt, quant à moi, à supposer quelque lien entre de telles spéculations et l'abondance des commentaires allégoriques figurant dans le catalogue «littéraire» de Richard (*Bestiaire d'amour*, etc.).

Des ouvrages littéraires, la plupart (sept sur dix) ont fait l'objet d'éditions assez récentes, fin des années 50, et années 70. L'édition Segre du *Bestiaire* en prose avait en 1957 inauguré cette renaissance de Richard. Speroni, en 1974 et 1975, complétait le corpus de ses grands textes allégoriques. La principale lacune restait l'absence d'une édition des chansons, qui fût digne de confiance. La vieille édition Zarifopol, thèse de l'université de Halle en 1904, était à la fois introuvable et insatisfaisante: texte abusivement corrigé, ce qui n'excluait pas de trop nombreuses fautes, et absence de toutes notes, pourtant exigées par la grande difficulté même de la langue et du style de Richard. De toute manière l'édition aujourd'hui présentée par Yvan G. Lepage est donc bienvenue.

Des 14 manuscrits fournissant des chansons attribuables à Richard, Lepage prend pour texte de base *a*, actuellement à la Vaticane, texte de bonne tenue, rédigé dans un scriptorium de Picardie, et qui donne 16 des 21 chansons constituant le corpus large. Sur ce corpus, Lepage applique des critères d'authenticité fondés sur l'accord ou le désaccord des manuscrits et

familles de manuscrits dans la désignation de l'auteur. Cela l'amène à retenir 18 chansons pour authentiques et 3 comme douteuses, auxquelles s'ajoute un motet enté attribué, sans autre confirmation, par *a* à «Maistre Richart». Lepage donne enfin en appendice la chanson de Conon de Béthune *L'aurier avint en cel autre païs*, que 3 manuscrits sur dix attribuent à Richard de Fournival: intéressante erreur de «réception»!

Lepage suit le modèle fourni par A. Lerond dans son édition du Chastelain de Coucy. Je regrette un peu qu'il n'ait pas tenté, même expérimentalement pour quelques-unes seulement des chansons, de suivre R. T. Pickens, *The songs of Jaufre Rudel* (Toronto, Pontifical Institute of Medieval Studies 1978), qui édita intégralement toutes les versions existant de toutes les chansons: technique, il est vrai, coûteuse, mais qui permet mieux que toute autre de percevoir ce que j'ai nommé la «mouvance» des textes. J'ai fait un sondage sur les textes de Richard, en utilisant l'apparat critique de Lepage: il me semble que trois chansons au moins (les n°s IX, X et XIII) auraient mérité que l'on se livre sur elles à ce travail.

Paul Zumthor

★

Maugis d'Aigremont, Edition critique avec introduction, notes et glossaire par PHILIPPE VERNAY, Berne (Francke) 1980, 504 p. *(RH 93)*.

Die *chanson de geste* von *Maugis d'Aigremont* ist in drei Hss. auf uns gekommen (cf. p. 14–25). Die jüngste, Montpellier Fac. de médecine H 247 (2. Hälfte 14. Jh.), bietet mit 4825 Versen eine fast um die Hälfte kürzere Version als die Hss. aus Cambridge (UB 2.0.5, Ende 13. Jh., 8745 Verse) und Paris (B. N. fr. 766, Ende 13. / Anfang 14. Jh., 8606 Verse), als Basis für eine Edition kommen natürlich nur die beiden umfangreicheren Fassungen in Frage. Keine der Hss. ist besonders gut (p. 30); F. Castets, der bisher einzige Herausgeber, hatte seiner 1892 veröffentlichten, sehr unvollkommenen Edition das Cambridger Ms. zugrundegelegt (cf. p. 11s.); Vernay folgt der Hs. aus Paris, korrigiert aber oft nach den beiden anderen (cf. p. 31; die Fassungen aus Paris und Montpellier gehen auf eine gemeinsame Vorlage zurück, der Cambridger Text steht ihnen ferner, cf. das Stemma p. 13). Der von Vernay erstellte Text ist mit 9078 Versen um 472 Verse umfangreicher als die Version der Basishs.; das allein zeigt schon, daß der Editor freier mit dem Text schaltet, als es heute allgemein üblich ist (cf. dazu auch die Besprechung von G. Roques, *ZRPh. 99* (1983), 187–189, hier 188). – Im Variantenapparat sind die Lesarten der drei Hss. getrennt aufgeführt, so daß man sich verhältnismäßig leicht einen Überblick darüber verschaffen kann, welche Lesarten jedes der drei Mss. bietet. Für V. 1–1000 werden *alle*, auch rein graphische Varianten verzeichnet (cf. p. 33); diese Probe ist hinreichend repräsentativ, um eine Vorstellung vom Aussehen auch der Hss. aus Cambridge und Montpellier zu vermitteln.

Der Editor stellt zwar die auffälligsten Besonderheiten der Sprache aller drei Hss. (p. 33–42) und des Dichters (p. 45–51, auf der Grundlage der Reime) zusammen, formuliert aber keine Hypothese über die Lokalisierung des Textes (p. 54s.). Als Entstehungszeit schlägt er die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts vor (p. 56).

Eine detaillierte Inhaltsanalyse (p. 56–67) vermittelt einen Überblick über die ziemlich verwickelte Handlung der *chanson*. – Der Text (p. 69–430) macht insgesamt einen sehr zuverlässigen Eindruck; beigegeben sind ein erfreulich ausführliches Glossar (einige Ergänzungen bei Roques, *op. cit.*, 188s.), ein Namenindex (p. 489–500) und Anmerkungen (p. 431–450), die in Anbetracht des Umfangs des Werkes natürlich nicht jede in irgendeiner Hinsicht be-

merkenswerte Stelle kommentieren können (einige Ergänzungen in der Besprechung von M. Bambeck, *RF 94* (1982), 316–319), aber doch wichtige Hilfen zum Verständnis des Textes bieten. Mit dieser neuen Edition hat die Epenforschung endlich eine sichere Basis für die Auseinandersetzung mit der in vieler Hinsicht interessanten *chanson*.

Albert Gier

★

La Passion des jongleurs, Texte établi d'après la *Bible des sept estaz du monde de Geufroi de Paris*, Ed. crit., introd., notes et gloss. par ANNE JOUBERT AMARI PERRY, Paris (Beauchesne) 1981, 250 p. + 4 Tafeln *(Textes Dossiers Documents 4)*.

Die Herausgeberin, eine Schülerin von Jonathan Beck, der durch seine Arbeiten zur Geschichte des mittelalterlichen Theaters bekannt geworden ist, kam 1980 bei einem Autounfall ums Leben (vgl. Becks Vorbemerkung, p. 5–7); die postum veröffentlichte Edition war 1978 als Dissertation angenommen worden. – Eine umfangreiche Einleitung (p. 15–107) charakterisiert die *Passion des jongleurs* als einen erzählenden Text, der jedoch eine deutliche Affinität zum Drama aufweist und eine wichtige Quelle für spätere Passionsspiele darstellt (p. 17); man kennt etwa 26 Hss. (p. 18), die zum Teil stark voneinander abweichende Versionen der *Passion* enthalten, zwei solche Fassungen wurden zu Anfang unseres Jahrhunderts veröffentlicht (p. 19). Frau Perry publiziert erstmals die knapp 4000 Verse umfassende Redaktion, die Geufroi de Paris in seine ausgedehnte Kompilation (mehr als 20000 Verse) *La Bible des sept estaz du monde* (ca. 1243, cf. p. 95) eingefügt hat.

Der anonyme Autor der *Passion* war offensichtlich ein gebildeter Kleriker (p. 21), schrieb aber für ein Laienpublikum, dem sein Werk durch den Vortrag eines Jongleurs vermittelt werden sollte. Die Herausgeberin faßt (p. 32–52) den Inhalt des Textes zusammen und gibt Hinweise zu den Quellen. Grundlagen sind – natürlich – die Evangelien, daneben werden Apokryphen (vor allem das Nikodemus-Evangelium, das als Vorlage für die Schilderung des Descensus ad inferos gedient hat, cf. p. 44), die Schriften der Kirchenväter und mittelalterlicher Theologen herangezogen[1]. Die Analyse der Erzähltechnik (p. 53–74) macht deutlich, daß der Text zum mündlichen Vortrag bestimmt ist; Frau Perry denkt an 'Aufführung' durch einen Jongleur, der durch Veränderung der Stimmlage, Mimik, Gestik usw. in die Rollen der handelnden Personen schlüpft; darüber hinaus mag er (nach Art der modernen Moritatensänger) auch Bilder gezeigt haben (cf. Belege dafür, daß diese Art des Vortrags im Mittelalter verbreitet war, p. 69ss.). Die Grenzen zu eigentlich dramatischen Formen sind fließend, auch die ersten Passionsspiele mögen gelegentlich von einem Jongleur in dieser Weise dargeboten worden sein, andererseits kann man sich eine Aufführung der *Passion des jongleurs* durch mehrere Spielleute vorstellen (cf. p. 92).

Geufrois *Bible* ist nur in einer Hs. (Paris, B. N. fr. 1526) überliefert (cf. p. 93); der Text der Passion (p. 109–214) ist gut lesbar und sprachlich nicht besonders schwierig (franzischer Dialekt, cf. p. 96), aber manche Stellen sind – zum Teil sicher durch fehlerhafte Überlieferung – unklar. Die Herausgeberin nimmt am Text der Hs. lediglich minimale Korrekturen vor (nur drei in den ersten tausend Versen!); die Anmerkungen (p. 215–227) diskutieren vor allem Quellenfragen und gehen nur selten konkret auf schwierige Stellen ein.

[1] Zur Legende von der Schmiedin der Kreuzesnägel Christi (cf. p. 41) in der *Passion des Jongleurs* und den späteren Passionsspielen cf. die ausführliche Darstellung von E. LOMMATZSCH, *Kleinere Schriften zur romanischen Philologie*, Berlin 1954, p. 82–125.

Die Edition ist vor allem durch die (offensichtlich exakte) Transkription der Hs. und die literarhistorische Kommentierung wertvoll, weniger durch die eigentlich philologische Arbeit; das zeigen die etwas summarischen Bemerkungen zu sprachlichen Besonderheiten (p. 97–104) ebenso wie das knappe Glossar (p. 235–240); der Wortschatz des Textes ist nicht besonders interessant, man findet kaum in sprachhistorischer Hinsicht relevante Belege[2]; trotzdem wäre ein umfangreicheres Glossar als Lektürehilfe willkommen gewesen. Frau Perry scheint im übrigen nur nach Gdf, kaum nach TL oder dem FEW gearbeitet zu haben[3]. Auch bei der Textherstellung selber wäre manches zu korrigieren oder zu diskutieren; ich führe nur einiges an, was mir bei einer ersten flüchtigen Durchsicht auffiel: Nach V. 70 Punkt. – V. 92 *de granz gens* ist vermutlich in *sens* zu korrigieren. – Nach V. 270 kein Punkt. – V. 354 *ligne* übersetzt lat. *hymnus* (was man erst erfährt, wenn man die in der Anm. genannten Bibelstellen nachschlägt) und wäre deshalb wohl *l'igne* zu schreiben (cfr. die Var. afr. *ine* ca. 1320, FEW 4, 524b HYMNUS). – V. 381 *Ceste essample* l. *Cest* wie V. 374. – Nach V. 863 Punkt, nach V. 865 Komma. – V. 1149 *de malere* l. *de mal ere* (cf. TL 1, 254 *aire*). – V. 1386 gehört wohl schon zur wörtlichen Rede, die Frau Perry mit dem folgenden Vers beginnen läßt. – V. 1388/89 Reim *referoient* : *tenoit* l. *tenoient*? – V. 1486 *en son* l. *enson* («oben [auf der Spitze]», TL 3, 535); beide Kommata sind zu tilgen. – V. 1503 eine Silbe zu kurz, l. *ne* fust? – V. 1908 kein Komma nach *devenir*, V. 1909 kein Komma nach *sui*. – V. 1916 *an* l. *ou* wie V. 1920? – V. 2069 *issi* ist in *en si* zu korrigieren, wie in der Vorlage (Huon le Roi de Cambrai, *Li Regrès Nostre Dame* ed. A. Långfors, Helsingfors 1907, Str. 32,8); für *atoivre* übernimmt Frau Perry (wie auch Långfors) die Definition von Gdf (1, 480b: «manière dont on fait qc»), zu der schwer verständlichen Bedeutungsentwicklung sagt sie nichts (vgl. auch TL 1, 646). – V. 2095 *a livré* l. *ont l.*? – V. 2496/97 Interpunktion eher *si le presentai / En temple, a l'autel le portai*. – V. 2527/28 gleiches Reimwort *sires*; ist V. 2528 in *dire* zu korrigieren? (Vgl. einen ähnlichen Reim V. 2418/19: *respondi* : *anemis*). – V. 2754 die Korrektur *offecines* > *offencies* (cf. die Anm.) verfälscht den Reim (: *enlumines*); im übrigen ist *offenser* «blesser (qn) dans sa dignité» erst seit ca. 1450 belegt (FEW 7, 330b OFFENSA), es scheint aber auch kein z.B. von OFFICINA abgeleitetes Verbum zu geben, das an unserer Stelle vorliegen könnte. Das Wort wäre näher zu untersuchen. – V. 2969 *voirement* gehört wohl schon zur wörtlichen Rede (Beteuerungsformel). – Nach V. 3432 kein Punkt. – Nach V. 3803 kein Punkt.

Es ist das Verdienst der neuen Ausgabe, der breiten wissenschaftlichen Öffentlichkeit einen interessanten Text zugänglich gemacht zu haben; aus den genannten Gründen sollte man die Edition aber mit einer gewissen Vorsicht benutzen.

Albert Gier

★

[2] Gdf zitiert die *Bible* gelegentlich nach der Hs., so V. 1255 der *Passion* sub *esfoïr* (Gdf 3, 455a; daher FEW 3, 837a FUGERE: «afr. *esfoir* v.n. 'fuir' [1243]») oder V. 2069 sub *atoivre* (Gdf 1, 480b, s.u.).

[3] Gelegentlich scheinen Definitionen aus Gdf übernommen, die auf die Stelle in der *Passion* nicht zutreffen, cf. zu *conclus* (V. 931): «confus, embarrassé, décidé, résolu»; Gdf 2, 220c/221a hat beide Bedeutungen unterschieden, an unserer Stelle kommt nur die erste in Frage; *seignacle* (V. 116): «signe, miracle», bei Gdf 8, 354a/b zwei Bedeutungen, in der *Passion* ist nur «signe» möglich.

J. R. SMEETS (éd.), *La Bible de Macé de la Charité* V: *Cantique des Cantiques, Maccabées*, Leiden (Brill) 1982, VIII + 303 p. *(Leidse Romanistische Reeks* X/5*)*.

Die von J. R. Smeets als Gemeinschaftsunternehmen geplante und geleitete Gesamtausgabe der Versbibel von Macé de la Charité nimmt langsam Gestalt an: nach den Bänden I (1967; J. R. Smeets), II (1977; P. E. R. Verhuyck), III (1970; A. M. L. Prangsma-Hajenius) und IV (1964; H. C. M. van den Krabben)[1] liegt nun auch der fünfte Band vor, der wiederum von Smeets besorgt wurde, da die ursprünglich vorgesehene Herausgeberin, Mlle W. Wurzel, auf ihr Projekt verzichten mußte. Die letzten beiden Bände sollen demnächst folgen.

Der vorliegende Band umfaßt den Text des *Hohen Liedes* (v. 20673a – 23887; p. 31–68) und der *Makkabäer* (v. 23888–26111; p. 70–95). Die Grundlage der Ausgabe ist wiederum das einzige heute noch erhaltene Manuskript *BN fr. 401*[2]; die Editionsprinzipien haben sich gegenüber den früheren Bänden nicht geändert.

Der eigentlichen Ausgabe geht eine Einleitung voran, in der Smeets p. 1 und 29 die wichtigsten allgemeinen Angaben zur Edition und Textetablierung resümiert. Die Seiten 2–28 sind spezifischen Fragen der beiden publizierten Textstücke gewidmet. Bezüglich des *Hohen Liedes* (p. 2–21) kann Smeets zeigen, daß Macé im wesentlichen der *Aurora* von Petrus Riga folgt. Allerdings werden dessen 1254 Verse bei Macé zu deren 3214, wobei rund ein Drittel echte Beifügungen sind; der Rest der Ausweitung geht auf den kürzeren Vers (8-Silbler) und punktuelle Expansionen zurück. – Ein Vergleich des Textes von Macé mit der *Aurora*-Ausgabe von Beichner[3] bzw. den in dieser enthaltenen Varianten läßt Smeets vermuten, daß die Vorlage von Macé besonders der Handschriftenfamilie ACL nahe stand, gleichwohl aber nicht – wie früher vermutet – mit L (Oxford, Laud Misc. 576) identisch ist; in zahlreichen Fällen besteht eine besonders enge Verwandschaft des frz. Textes mit der (von Beichner nicht benutzten) Handschrift *Brügge 90*, die allerdings zur gleichen Familie wie L gehört. – Ab p. 8 untersucht Smeets dann die Leistung von Macé als Übersetzer und seinen Stil im *Hohen Lied*. Die Ergebnisse lassen sich nicht besser als mit seinen eigenen Worten zusammenfassen: «Macé, bon latiniste, se permet bien des libertés dans sa traduction: elles sont inspirées, dans bien des cas, par l'idée que le traducteur se fait sur telle ou telle chose. Ainsi se dessine le portrait d'un homme d'un certain âge, conservateur, prude, anti-juif, d'un curé qui aime sermonner, «exaucier» les doctores, qui n'accorde pas trop d'honneur aux laïques. Il vise certainement un public peu instruit ... Décidément, il ne réussit pas à faire passer la beauté du texte de l'A. T. Macé n'a point la tête lyrique.» (p. 20)

Die Einleitung zu den *Makkabäern* (p. 22–28) ist ähnlich angelegt wie diejenige zum *Hohen Lied*, und auch die Ergebnisse sind ähnlich – bis auf einen Punkt: Für diesen Teil stützt sich Macé nicht ausschließlich auf die *Aurora*, sondern zieht auch Aegidius Parisiensis und die Vulgata als Quellen heran. Er folgt aber Petrus wieder getreulich hinsichtlich der Verschmelzung der *Makkabäer* mit dem *Liber Iosephi* (ab v. 25837).

Auf die eigentliche Textausgabe (p. 31–95) folgen dann umfangreiche Anmerkungen mit Erörterungen der möglichen Quellen, Textvergleichen, Korrekturvorschlägen, historischen, literarischen usw. Kommentaren, Verständnishilfen, stilistischen Bemerkungen usw. (p. 96–231). Es ist schade, daß diese Fundgrube von wichtigen Beobachtungen derart schlecht strukturiert ist und nicht wenigstens die Bereiche Textetablierung/Textverständnis einerseits,

[1] Cf. unsere Besprechungen der Bände IV und II, *VRom. 25* (1966), 315–320 und *39* (1980), 336/37.

[2] Das (nach allem was wir wissen) bessere Manuskript von Tours (Nr. 906) ist leider am 19. Juni 1940 verbrannt.

[3] Cf. P. E. BEICHNER, *Aurora. Petri Rigae Biblia versificata*, 2 vol., University of Notre Dame Press 1965. – Leider muß Smeets aufgrund von Handschriftenkontrollen feststellen, daß der Variantenapparat von Beichner oft recht unzuverlässig ist (p. 6/7).

übrige Kommentare andererseits getrennt behandelt werden (die erste Kategorie z.B. als Fußnoten zum Text); die Übersichtlichkeit und Benutzbarkeit der Ausgabe hätten dadurch deutlich gewonnen. – Es folgen dann noch ein Glossar (p. 244–286), ein Literaturverzeichnis (p. 287–289), ein Abkürzungsverzeichnis (p. 290–292), Anhänge (genealogische Tafeln, eine Karte Palästinas, Konkordanzen; p. 293–298) sowie ein Register.

Bleibt nur zu hoffen, daß dieses gewaltige Unternehmen bald endgültig zum Abschluß kommt.

Peter Wunderli

★

Trois contes français du XIVe siècle tirés du recueil intitulé «Le Tombel de Chartrose», publiés avec introduction, notes et glossaire par SVEN SANDQVIST, Stockholm (Almqvist & Wiksell) 1982, 187 p. *(Acta Universitatis Lundensis, Sectio I, Theologica Juridica Humaniora 37)*.

Die 31 *contes pieux*, die die Sammlung des *Tombel de Chartrose* (verfaßt ca. 1337–39, cf. p. 11) ausmachen, sind nie in einer Gesamtausgabe veröffentlicht worden, sie sind jedoch alle publiziert, zum Teil freilich an entlegener Stelle (cf. die Liste der Ausgaben, p. 12s.). E. Walberg hatte 1946 neun *contes* veröffentlicht; 1975 erschien E. Kooimans Edition mit 18 *contes*[1], darunter alle 15, die bis dahin ungedruckt geblieben waren. – Zwei Handschriften der Sammlung (beide aus der Bibliothek des Klosters Mont Saint-Michel, cf. p. 11) sind bekannt. Nach dem fast einstimmigen Urteil aller, die sich mit der Sammlung beschäftigt haben, ist A (Avranches, Bibl. mun. 244, kopiert 1423) zuverlässiger als P (Paris, BN. n. acq. fr. 6835, wohl jünger als A), deshalb auch basieren fast alle Ausgaben von *contes* der Sammlung auf A. Nach dieser Hs. hatte Kooiman unter anderem die ersten drei Stücke herausgegeben; S. Sandqvist, dem wir bereits *Etudes syntaxiques sur la Chronique des Ducs de Normandie par Benoît* (Lund 1976) und den Anmerkungsband zur von Carin Fahlin begonnenen Ausgabe dieser Chronique (Stockholm 1979) verdanken, kritisiert diese Edition in mehrfacher Hinsicht (p. 13). Neben manchen Lesefehlern moniert er das Fehlen von Anmerkungen und themengeschichtlichen Hinweisen, findet die linguistische Studie und das Glossar zu knapp. Er gibt daher die ersten drei *contes* neu heraus.

Im Kapitel zur Stoffgeschichte (p. 13–23) weist er für *conte* 1: *Du duc de Sardaine* Parallelen in lat. Exempelsammlungen nach, benennt für *conte* 2: *De sainte Gale*, die *Dialogi* Gregors des Großen als Quelle und führt *conte* 3: *De saint Paulin de Nole*, auf den gleichen Ursprung zurück, wobei jedoch das *Speculum historiale* des Vincent de Beauvais als Zwischenstufe gedient habe. – Eine sehr detaillierte metrische Studie (p. 23–33) und ein vollständiges Reimverzeichnis (p. 34–52) schließen sich an; die linguistische Analyse (p. 53–71) stützt sich vor allem auf die Untersuchung der Reime; Sandqvist kommt zu dem Ergebnis, daß der anonyme Autor zwar die Literatursprache seiner Zeit schreibt, aber wohl aus dem Westen (vielleicht aus der Normandie) stammt (p. 71).

Die Texte (p. 73–121) bieten alles in allem das gleiche Bild wie in Kooimans Ausgabe; die Anmerkungen (p. 122–146) diskutieren alle (auch minimale) Abweichungen von Kooimans Textherstellung und bieten im übrigen wertvolle Erläuterungen zu syntaktischen Erscheinungen (mit vielen Verweisen auf Parallelen in anderen afr. Dichtungen); man kann

[1] *18 contes français tirés du recueil intitulé «Le Tombel de Chartrose» édités avec variantes et précédés d'une introduction*, Amsterdam 1975.

bedauern, daß keinerlei Hinweise zum mentalitäts- (besonders frömmigkeits-) geschichtlichen Aspekt gegeben werden, aber natürlich kann eine solche Edition die Texte nicht in jeder Hinsicht erschöpfend auswerten. – Das Glossar (p. 150–176) ist sehr detailliert und zuverlässig. Alles in allem eine sorgfältig gearbeitete Edition, die (zumal als Grundlage für sprachliche Studien) neben der Ausgabe Kooimans ihren Wert hat.

Albert Gier

★

La Passion d'Auvergne, Une édition du manuscrit nouvelle acquisition française 462 de la Bibliothèque Nationale de Paris avec une introduction et des notes par GRAHAM A. RUNNALLS, Genève (Droz) 1982, 315 p. *(Textes Littéraires Français 303)*.

Die Fragmente der *Passion d'Auvergne* lagen bisher (als einziges fr. Passionsspiel des Mittelalters!) nicht in einer kritischen Ausgabe vor (p. 8); das Interesse des Editors wurde wohl durch die Auffindung einer jetzt in der Harvard Theatre Collection befindlichen Hs. geweckt, die den ersten 'Tag' einer Passion enthält[1]. Nach den Untersuchungen von Runnalls (cf. p. 23–27) handelt es sich dabei um ein Fragment einer überarbeiteten Fassung (16. Jh.) des 1477 in Montferrand aufgeführten Spiels; in der Hs. B. N. n. acqu. fr. 462 seien zwei Journées des ursprünglichen Textes von 1447 überliefert: Der Anfang des dritten Tages (ca. 60 Verse) fehlt wegen des Verlusts des ersten Blattes (cf. p. 16), in der vorliegenden Form umfaßt dieses Stück 1911 Verse; dagegen ist der fünfte Tag (V. 1912–4588) vollständig, das ganze Spiel gliederte sich wohl in sechs oder sieben kürzere Journées (zum Teil unter 2000 Verse, cf. p. 9) und war damit ganz anders strukturiert wie die übrigen Passionsspiele, die wir kennen (cf. p. 8). Besonders auffällig ist auch, daß die Jungfrau Maria eine sehr bedeutende Rolle in allen Teilen der *Passion d'Auvergne* spielt (cf. p. 9s.).

Der Herausgeber hat alle erreichbaren Informationen über die Aufführung von 1477 zusammengestellt (p. 31–42, vor allem aufgrund der Rechnungsbücher der Gemeinde). – Im Abschnitt über die Quellen (p. 43–48) gelangt er zu keinem eindeutigen Ergebnis: Der unbekannte Autor hat die weit verbreiteten Modelle (Evangelien, Apokryphen, patristische Texte ...) benutzt, aber eine besondere Abhängigkeit von einer bestimmten Vorlage läßt sich nicht nachweisen. – Auf die Beschreibung des (von mehreren Kopisten geschriebenen) Manuskripts (p. 49–54) folgen einige Bemerkungen zur Sprache (p. 55–68): Im 15. Jahrhundert residierte in Montferrand der Bailli, der die Interessen des Königs gegenüber dem Herzog von Bourbon wahrnahm; die Stadt stellte eine 'Enklave' dar, in der sich viele königliche Beamte aus dem Norden niederließen (cf. p. 55s.). Daher ist es nicht verwunderlich, daß das Passionsspiel von einem Autor verfaßt wurde, dessen Muttersprache das Französische war (cf. p. 68); der überlieferte Text weist nur geringe Einflüsse des Dialekts der Auvergne auf, allerdings bietet eine burleske Szene 63 Verse im 'Patois' (cf. p. 57). – Die Einleitung endet mit einem Abschnitt zur Versifikation (p. 69–75).

Runnalls folgt der einzigen Hs. möglichst getreu (cf. p. 77); im ersten Fragment (1911 Verse) zähle ich 30 meist wenig bedeutende Korrekturen am Text, auf die jeweils durch Asterisk aufmerksam gemacht wird (die Lesart der Hs. steht unten auf der Seite). Die Ausgabe

[1] Cf. *The Baptism and Temptation of Christ*, The First Day of a Medieval French Passion Play, Ed. and Translated by J. R. ELLIOTT, JR. and G. A. RUNNALLS, New Haven/London (Yale University Press) 1978; dazu meine Besprechung in *ZrPh. 100* (1984).

macht insgesamt einen zuverlässigen Eindruck[2]; der Text ist auch nicht allzu schwer zu verstehen. Die Anmerkungen (p. 281–290), zu den Quellen, zur metrischen Struktur, aber auch zur Interpretation einzelner Stellen, sind etwas knapp ausgefallen; ebenso das Glossar (p. 297–311). Irrig ist die Definition von *cabasse* (V. 292): «tête»; der Henker Maliferas beklagt, daß er Johannes den Täufer köpfen muß: *Que mauldite soit la cabasse / qu'est cause d'ung si grant peché!* Damit ist natürlich nicht der Kopf des Johannes gemeint, das Wort gehört wohl zu mfr. *cabas rabattu* «femme de mauvaise vie (t. d'injure)» Desch – 1463, *vieil cabas* «t. d'injure pour une vieille femme» Cotgr 1611, FEW 2, 242b *CAPACIUM, und bezeichnet im Kontext Herodias, die den Tod des Täufers gefordert hat. Zumindest unglücklich erklärt ist *espice* «situation difficile, peine», wohl abgeleitet aus V. 548: *Maintenant suis je bien mauldit / De m'estre en l'espice mis;* an beiden anderen Stellen liegt jedoch *forte espice* vor (V. 618 als Interjektion); die Bedeutung dürfte etwa dt. *starker Toback* entsprechen (FEW 12, 154a SPECIES bietet nichts genau Vergleichbares, vgl. jedoch die sekundären Bed. von *épicé* im Nfr., ebd. 154b). Zu ergänzen wären z.B. V. 252: *or vous en alés, mes mignhons*, Erstbeleg zu *mignon* «terme d'affection, en parlant à un enfant, à un amant, à une femme» seit 1530 Palsgr 213, FEW 6[2], 141a MIÑ-; *gars* V. 550, Erstbeleg zu *gars* «jeune homme, garçon» Marot; 1557 ..., FEW 17, 617b *WRAKKJO; und anderes mehr. Obwohl somit der philologische Kommentar und die lexikologische Auswertung des Textes nicht ganz befriedigen, wird die Ausgabe gute Dienste leisten.

Albert Gier

★

MARGARETE LEUTGEB, *La définition dans le dictionnaire et dans les mots croisés*, Innsbruck (Institut für Romanistik der Universität) 1982, 75 p. *(Arbeitspapiere der Romanistik 4)*.

An einem Korpus von je ca. 600 Wörterbucheintragungen aus dem *Dictionnaire du français contemporain* («G» bis «gouffre») und dem *Petit Robert* («G» bis «genêtière»), die die Verfasserin für die geläufigsten einsprachigen Wörterbucher hält (p. 3) – in der Regel sagt man dies vom *Petit Larousse*! –, und 235 Definitionen aus drei Kreuzworträtseln versucht Leutgeb, charakteristische Gemeinsamkeiten und Abweichungen der textsortenspezifischen Definitionsvorgehen in den beiden Bereichen herauszuarbeiten. Ist ein solcher Vergleich überhaupt legitim und sinnvoll? Die Verfasserin rechtfertigt ihr Vorhaben mit zwei Argumenten: 1. handele es sich formal um zwei «opération[s] identique[s]» (p. 2), 2. sei die Technik der Kreuzworträtsel-Definition ein von der lexikographischen Definition abgeleitetes Verfahren, da die Kreuzworträtsel eine jüngere Erfindung seien (p. 57)[1]. Während nun Argument 1 unhaltbar ist (cf. unten), ist Argument 2 ein unzulässiger Schluß, der auf einer Vermischung von Synchronie und Diachronie beruht: aus einer historischen Gegebenheit kann keine synchronische Abhängigkeit geschlossen werden! Dennoch ist wohl nicht abzusprechen, daß es bei der Definition sowohl im Wörterbuch als auch im Kreuzworträtsel um eine spezifische, enge Beziehung eines Ausdrucks zu einem Inhalt geht, der je nachdem gesucht wird. Insofern halten wir einen solchen Vergleich für statthaft. – In Anlehnung an J. Rey-Debove spricht die Verfasserin der Definition synonymischen Charakter zu, aus dem

[2] V. 1038 *et si sont tout ce que je veulx* (die Diener) ist sicher *font* zu lesen, außerdem sollte man nach diesem Vers einen Punkt setzen.

[1] Das erste französische Kreuzworträtsel stammt von 1925.

sie das Kriterium der «Ersetzbarkeit» in Normalrede folgert (p. 4), was dann auch streckenweise ihr einziges Kriterium ist. Leutgeb geht folgendermaßen vor: in Teil I (Wörterbuchdefinitionen, p. 4–42) analysiert sie zunächst syntaktisch nach durchaus traditionellen Klassen wie *nom, verbe, adjectif, adverbe*, dann erstellt sie eine formale Typologie[2]. In Teil II (p. 43–70) geht sie für die Kreuzworträtsel-Definitionen im wesentlichen analog vor. – Sie weist durchaus auf Unterschiede zwischen den beiden Arten von Texten hin: Kreuzworträtsel haben den Charakter einer «devinette» (p. 43) (was für Wörterbücher im allgemeinen nicht gilt!); das synonymische Verhältnis von *défini* und *définition* der Wörterbuchdefinition verkümmert zur vagen «équivalence très limitée» (p. 44) beim Kreuzworträtsel, die, je anspruchsvoller das Rätsel, desto weniger spezifisch, d.h. akzidenteller wird (p. 45), also immer weniger Definitions-Charakter hat; usw. Nur: *Ergebnisse* ihrer Analysen sind dies nicht, man könnte sie eher als *a-priori* wohl bekannte Gegebenheiten bezeichnen. Auch im Kapitel *Conclusion* (p. 71) wird man enttäuscht: «Nous avons vu qu'il existe certaines analogies entre les deux domaines, mais aussi de grandes différences» (*loc. cit.*). *Worin* aber gerade diese Unterschiede *vs.* Analogien bestehen, bleibt offen. Ergebnisse sind eigentlich nur die beiden Frequenztafeln (p. 41, 56), wenn man uninterpretierte Statistiken als solche bezeichnen will. Und ein weiteres am Ende des Teils I: «Je pense pourtant que pour qu'une définition soit bonne, il faut se rendre compte de la diversité des types possibles et choisir la meilleure définition (c'est-à-dire, la définition la plus claire et spécifique)» (!) (p. 42).

Die vorliegende Arbeit basiert auf einem «Schneeballeffekt»: Bemühen wir Saussures enges Band zwischen Ausdruck und Inhalt des sprachlichen Zeichens, so hält die unbefriedigende Form des Manuskripts differentialdiagnostische Indizien für die Mängel des Inhaltes bereit; die theoretischen Unsauberkeiten indizieren ihrerseits die Ergebnislosigkeit der Materialauswertung. Zunächst zur Form: das Schreibmaschinenmanuskript sticht durch seine inkonsequente Zitierweise hervor[3], ist voll von improvisierten handschriftlichen Einfügungen (z.B. Klammern, Tabellen, Korrekturen usw.)[4] und verärgert den Leser durch schlecht fotokopierte Tabellen (p. 41, 56). Die Textelemente sind versatzstückartig aneinandergereiht, der Stil notizbuchhaft-bruchstückartig, was an den oft zitierten ausgeschütteten Zettelkasten denken läßt (und das bei einem von der Tiroler Landesregierung und der Universität Innsbruck unterstützten Druck!). Gravierender wirken sich allerdings die inhaltlichen Defekte aus, von denen wir nur einige theoretische Inkonsistenzen nennen wollen:

1. Die Verfasserin spricht bei der Definition ständig von der «Periphrase» (z.B. p. 2 et passim), meint aber wohl «Paraphrase», denn es geht ihr um «Umschreibung» – wogegen die «Periphrase» eine analytische Ersatzkonstruktion zum Ausdruck von morphosyntaktischen Kategorien ist[5].

2. Das Problem der Metasprachlichkeit hat die Verfasserin aufgrund der ständigen Vermischung von Objektsprache und Metaebene nicht im Griff: «métalangue de contenu» ist bei ihr die 1. Metaebene, wogegen «métalangue de signe» die 2. Metaebene darstellt, wo über die semantische Information zum Objekt hinaus (1. Ebene) noch Informationen über *fonction* und *emploi*, also Syntax, Verwendungsbereich, Stil, usw. gegeben werden. Ersetzbarkeit von Definitionen auf der 2. Metaebene sei in Normalrede nicht möglich –

[2] Cf. hierzu auch das Schema bei LEUTGEB, p. 23, dem eine Unterscheidung *métalangue 1 (métalangue de contenu)* und *métalangue 2 (métalangue de signe)* zugrundeliegt. Cf. dazu auch unten.

[3] Cf. p. 22 N. 1; p. 45 N. 5/6; p. 73 (Titel von Rey-Debove) usw.

[4] Cf. z.B. p. 59, 61 und p. 41, 56.

[5] Cf. zu diesem Problem R. MARTIN, *Inférence, antonymie et paraphrase*, Paris 1976, bes. p. 77ss. – EDELTRAUD WERNER, *Die Verbalperiphrase im Mittelfranzösischen*, Frankfurt a.M. usw. 1980, bes. p. 43ss.

auf der 1. Ebene durchaus (p. 17s., 23ss. et passim). Dazu ist folgendes zu sagen: Leutgeb vertritt eine äußerst ungebräuchliche Terminologie, da allgemein akzeptiert die 1. Metaebene diejenige ist, die Aussagen *über* den Objektbereich macht. Die 2. Metaebene dagegen ist die Ebene der *methodischen* Reflexion[6]. Das heißt mit anderen Worten: *jede* Definition liegt auf der 1. Metaebene; Definitionen mit Konstruktionen wie «nom de ...», «se dit de ...», usw. (Leutgeb: 2. Metaebene; cf. p. 37s.) sind eine spezielle Art der Definitionen auf der 1. Metaebene. Der innere Widerspruch in Leutgebs eigener Argumentation liegt nun darin, daß sie einerseits Definitionen generell in den Metabereich verweist (p. 17s.), andererseits aber ständig mit der Substituierbarkeit von *défini/définition* im Kontext arbeitet. Substitution ist aber ein Phänomen der Objektebene. Daß sie die Unangemessenheit ihres Substitutionspostulates für Definitionen der sogenannten 2. Metaebene erkennt, ist einzig und allein darin begründet, daß die darin enthaltenen Zusatzinformationen (*nom de*, *se dit de*, usw.) eine Ersetzbarkeit in den Ausgangstext in jedem Fall verhindern (was bei Definitionen der sogenannten 1. Ebene nicht *zwingend* der Fall sein muß)[7].

3. Auch mit *Synonymie* und *Ersetzbarkeit* kommt die Verfasserin nicht klar. Der Synonymiebegriff ist unsauber: Leutgeb setzt absolute Synonymie nur für Fachtermini an (p. 25), zitiert dabei J. Picoche, aber nicht Martin, Baldinger, wonach Synonymie auf *parole*-Ebene in symbolfunktionaler Hinsicht durchaus möglich ist[8]. Dem Kriterium der «Ersetzbarkeit» widmet sie ein Kapitel (p. 20ss.), diskutiert kurz einige Autoren an, und kommt dann sich selbst widerlegend zu dem «Schluß», Ersetzbarkeit sei keine obligatorische Bindung und kein Qualitätskriterium für eine Definition!

4. Das Vorgehen der Autoren bzw. Benutzer von Wörterbuch- und Kreuzworträtsel-Definitionen – hiermit kommen wir zum Anfang zurück – nannte Leutgeb «identisch». Allerdings widerspricht sie sich selbst, da das Schema (p. 43) gerade nicht identische Prozesse zeigt. Wenn man davon ausgeht, daß der Ausgangspunkt eines Benutzers einsprachiger Wörterbücher ein *signifiant* ist, den er erklärt haben will (*signifié*), wogegen der Rätselrater beim *signifié* ansetzt und den *signifiant* erraten muß (Leutgeb: «expansion» und «condensation», p. 2), so drängt sich eine Differenzierung in semasiologischen *vs.* onomasiologischen Vorgang auf, wobei das eine allerdings nicht die Umkehrung des anderen bedeutet[9]! Im Schema p. 43 tut Leutgeb so, als handle es sich beidemale um semasiologische Prozesse (da sie in beiden Fällen von einem *signifiant* ausgeht).

Wir kommen zum Schluß: Die Arbeit hat ihr Ziel nicht erreicht, sie strotzt vor Widersprüchen auf verschiedenen Ebenen[10], statt Ergebnisse liefert sie allgemein bekannte Tatsachen, Auszählungen – und Anleitungen zum Kreuzworträtsel-Raten: man möge anfangen, von hinten die Kästchen auszufüllen, dann verwende man tunlichst einen Bleistift «pour pouvoir effacer les erreurs» (p. 46). – Schade, daß die Erfindung des Buchdrucks die für einige Manuskripte sicher bessere Bleistiftfassung verdrängt hat ...

Petra M.E. Braselmann

*

[6] Cf. K. Heger, *Monem, Wort und Satz*, Tübingen 1971, p. 26s.

[7] Akzidentelle Substituierbarkeit von Definitionen der «1. Metaebene» im Objektbereich ist damit nicht prinzipiell ausgeschlossen.

[8] Cf. R. Martin, *Inférence*, p. 80ss. – K. Baldinger, *La synonymie – problèmes sémantiques et stylistiques*, *ZFSL Beih. NF 1* (1968), 41–61.

[9] Cf. K. Heger, *Die methodologischen Voraussetzungen von Onomasiologie und begrifflicher Gliederung*, *ZRPh. 80* (1964), 486–516, bes. p. 495.

[10] Ein besonders pikanter Fall: p. 44 wird erklärt, Abkürzungen und Partikeln (die oft im Kreuzworträtsel vorkommen) hätten keine Bedeutung. Wie – so möchte man fragen – ist dann ein Kreuzworträtsel überhaupt möglich?

IRENE FREUDENSCHUSS-REICHL, *FAIRE – Verbe-outil en français moderne*, Innsbruck (Institut für Romanistik der Universität) 1981, 66 p. *(Arbeitspapiere der Romanistik 3)*.

Es hat sich eingebürgert, daß Universitätsinstitute eigene *Arbeitspapiere* verlegen, um – ohne den zeitraubenden und oft auch kostenmäßig untragbaren Weg über die «großen» Zeitschriften einzuschlagen – über die in ihrem Umkreis geleistete Arbeit zu informieren. Dieser Brauch wurde vor einigen Jahren auch vom Institut für Romanistik der Universität Innsbruck übernommen. Nachdem die beiden ersten Hefte der APRI in erster Linie eine bibliographische Dokumentation österreichischer Diplomarbeiten zum Französischen (APRI 1, 1979) sowie zum Italienischen und Iberoromanischen (APRI 2, 1980) enthielten, wird im vorliegenden Heft eine erweiterte Form einer guten Hausarbeit einem breiteren Publikum zugänglich gemacht. Es handelt sich dabei um eine durchaus nützliche Taxonomie der Verwendungsmöglichkeiten von *faire* aufgrund eines Korpus aus dem «Français Fondamental», ergänzt mit interessanten Bemerkungen zu den Verwendungen von *faire* als Pro-Verb in einem – etwas zufällig zusammengestellten – literarisch-wissenschaftlichen Korpus. Diese Art von Publikation der Arbeit von Nachwuchsforschern ist sehr zu begrüssen, wenn es gelingt, sie bibliographisch zu erfassen und interessierten Kreisen auch zugänglich zu machen, wozu diese Anzeige einen Beitrag leisten möchte.

Georges Lüdi

★

HUGO KUBARTH, *L'image dans la publicité française moderne. L'exploitation linguistique de l'image et ses limites*, Rheinfelden (Schäuble Verlag) 1981, 70 p. *(Romanistik 19)*.

Depuis bon nombre d'années, la présence croissante de la publicité dans la vie quotidienne de l'homme occidental suscite l'intérêt de la recherche. A côté du langage publicitaire proprement dit (avec un accent particulier sur la dimension pragmatique), le domaine de l'image publicitaire, voire de l'emploi simultané d'éléments linguistiques et iconiques, exerce une fascination grandissante sur les chercheurs. L'ouverture des sciences du langage vers des aspects pragmatiques, énonciatifs, socio- et psycholinguistiques n'est pas étrangère à cette évolution. En se proposant de s'interroger sur la possibilité d'appliquer à l'analyse de textes publicitaires «mixtes» les instruments développés par la recherche linguistique récente, Kubarth s'engage donc dans une voie hautement prometteuse. Il est d'autant plus regrettable qu'il ne réussisse pas à tenir ses promesses.

L'objectif de l'auteur est ambitieux: il s'agit d'«éclaircir le rôle de l'image en publicité» (p. 2). Partant des rapports très étroits qu'il postule entre la partie verbale et la partie iconique du message publicitaire, Kubarth se propose de «transposer certaines catégories linguistiques dans le domaine de l'image», «de mettre à l'épreuve la valeur générale et universelle de la linguistique en appliquant ses méthodes à des systèmes (présumés) de communication autres que la langue» et de poser ainsi les bases d'une «véritable sémiologie des images» (*ib.*).

Pour réaliser cette tâche, Kubarth divise son étude en huit chapitres, en plus d'une introduction et d'une conclusion: 1. *Pour un modèle de communication publicitaire* (p. 6–13); 2. *Les six fonctions linguistiques dans la communication publicitaire et la distribution des rôles au texte et à l'image* (p. 13–22); 3. *La fonction poétique dans la publicité mixte et l'aspect esthétique des messages iconiques* (p. 23–32); 4. *Psychologie du manifeste publicitaire* (p. 33–39); 5. *La rhétorique de l'image publicitaire et la conformation du sens* (p. 39–49); 6. *Analogie de l'image et des signes iconiques* (p. 51–55); 7. *De l'iconème à l'image* (p. 56–62); 8. *L'ancrage du manifeste publicitaire* (p. 63–66).

Nous laissons volontiers aux sémioticiens le soin de juger de l'importance de l'étude de Kubarth dans le cadre des sciences de l'image. Pour notre part, nous voulons bien admettre que ce texte contient toute une série d'idées suggestives – quoique formulées parfois de façon assez brouillonne – sur les 16 pages de publicité reproduites. On s'étonnera cependant de l'absence, dans la bibliographie, de plusieurs ouvrages importants[1] ainsi que d'une certaine naïveté méthodologique, qui fait p. ex. penser à l'auteur qu'il suffit d'interroger 4 [sic] informateurs pour valider une tentative de découpage ...

Tout cela ne mériterait pas de commentaire particulier dans cette revue si Kubarth ne se réclamait pas explicitement de la linguistique, si, en d'autres termes, des non-linguistes ne pouvaient être tentés d'évaluer l'utilité de notre discipline à la lumière de la présente étude. Or, cela pourrait bien avoir des conséquences fâcheuses. Ainsi, un lecteur non averti est amené à penser que les linguistes prétendent posséder la clef pour la sémiologie. Or, sans nier l'importance que la linguistique a pu jouer dans le développement de la sémiologie, il est évident que cette discipline, émancipée de la tutelle des linguistes, constitue aujourd'hui une branche autonome des sciences humaines; les linguistes sont sans doute les premiers à admettre cette autonomie. S'il leur arrive à eux-mêmes de franchir les frontières entre l'une et l'autre science – peut-être parce qu'il s'agit parfois de frontières assez arbitraires –, cette incursion est en général accompagnée d'une réflexion épistémologique serrée. Voilà précisément ce qui fait défaut à l'étude de Kubarth dans laquelle on cherchera en vain une clarification des liens unissant ou divisant les sciences du langage et de l'image. Tout ce que l'on trouvera, ce sont des affirmations apodictiques telles que «... la linguistique est désormais applicable non seulement aux langues, mais aussi à d'autres domaines (on [sic] a reconnu, depuis longtemps, que les bases établies par de Saussure ont été conçues dans un mouvement d'esprit assez large pour conférer une valeur universelle à cette science)» (p. 2). S'agit-il d'une simple surestimation de la linguistique? Le cas est, semble-t-il, encore plus grave: on se demande, en effet en vain, une fois la lecture de l'ouvrage achevée, à *quelle linguistique* Kubarth peut bien vouloir se référer. On trouve, il est vrai, les six fonctions de Jakobson (dont les appellations sont d'ailleurs en partie modifiées sans aucune justification) ainsi que des considérations, plutôt périmées, sur la communication. Mais il est difficile de se défaire de l'impression que «la linguistique» («moderne» par surcroît) est généralement absente de l'ouvrage annoncé. Comment peut-on parler (en une demi-phrase) de «l'importance de l'impératif en publicité» (p. 21) sans s'interroger, ne serait-ce que superficiellement, sur les valeurs illocutoires très diverses que cette forme peut véhiculer? Et que dire d'affirmations comme les suivantes: «L'image possède, à notre avis, un champ sémantique plus grand que le message verbal. L'unité verbale de monème possède un sens précis, tandis que l'unité iconique (...) échappe souvent à une définition précise; c'est ainsi que 'voiture' désigne une 'voiture' sans plus [sic]...» (p. 41). ou: «... l'épreuve de commutation qui oppose les mots *pain* vs *bain* vs *daim* pour relever les traits distinctifs [sic] -p- vs -b- vs -d-» (p. 59)? On voudrait aussi conseiller à Kubarth des lectures dans le domaine de la théorie de l'énonciation à propos des notions d'*émetteur* ou d'*ancrage* ...

Concluons. La linguistique est une science extrêmement riche pour qui veut bien faire l'effort nécessaire pour se l'approprier. C'est aussi une discipline pas mal discréditée à l'heure actuelle. Des études comme la présente, qui en usurpent le nom, ne sont pas faites pour améliorer cet état de choses.

Georges Lüdi

★

[1] Ainsi, pour ne citer que trois ouvrages relativement anciens: O. Reboul, *Le slogan*, Paris (Ed. Complexe) 1975; W. Nöth, *Semiotik. Eine Einführung mit Beispielen für Reklameanalysen*, Tübingen (Niemeyer) 1975; J.-P. Gourévitch, *Comprendre la publicité*, Paris (L'Ecole) 1975...

ANNEGRET BOLLÉE, *Le Créole Français des Seychelles*, Tübingen (Niemeyer) 1977, X + 234 p. *(Beih. ZRPh. 159)*.

ANNEGRET BOLLÉE, *Zur Entstehung der französischen Kreolendialekte im Indischen Ozean. Kreolisierung ohne Pidginisierung*, Genève (Droz) 1977, 148 p. *(Kölner Romanistische Arbeiten, Neue Folge 51)*.

Les deux publications d'Annegret Bollée ont été reçues favorablement par la critique. Comme elles ont été suffisamment commentées[1] et que la date de leur publication est relativement ancienne, je vais me limiter à en donner un compte rendu sommaire et à indiquer quelques points relevés par la critique.

Le Créole Français des Seychelles est une monographie très utile pour le linguiste qui veut se faire une première idée de cette langue. L'*Introduction* (p. 1–24) donne un aperçu de la géographie, de l'histoire et de la situation sociologique et linguistique des Seychelles. L'*Esquisse d'une grammaire* (p. 25–87) ne se veut pas exhaustive; sa finalité est de permettre la lecture des *Textes* (p. 88–197), petite anthologie constituée par 13 contes en créole accompagnés d'une traduction française, ainsi que de nombreuses notes donnant l'etymologie des mots qui diffèrent considérablement de leur origine française du point de vue phonétique ou sémantique, et des mots qui ne sont pas d'origine française. Un *Vocabulaire* créole-français et français-créole (p. 198–231) contenant tous les mots des contes et de la partie grammaticale termine le livre.

Ce que la critique reproche à cette monographie, c'est avant tout le peu d'attention prêté aux problèmes sociolinguistiques en général et à ceux de la variation linguistique en particulier (cf. N 1).

Dans *Zur Entstehung* ..., Bollée essaie de démontrer que, d'une part, les langues créoles à base lexicale française ne sont pas des versions relexifiées d'un pidgin ouest-africain, mais que le français a été directement créolisé sans stade pidgin intermédiaire, et que d'autre part, les créoles ne sont pas des langues mixtes, mais que leur évolution peut être retracée à partir du français.

Le premier des cinq chapitres de cette étude (*Einleitung*, p. 11–24) expose d'une manière concise les différentes théories concernant la genèse des langues créoles. D'après certains linguistes, les langues créoles descendent en ligne directe des langues européennes dont elles tirent leur lexique (portugais, espagnol, français, anglais ou hollandais) et d'après d'autres, les langues créoles sont des langues mixtes dont le lexique est européen et la syntaxe africaine. Vu la parenté typologique des langues créoles, certains linguistes ont été amenés à proposer une origine commune pour tous les créoles français, sous forme d'un proto-créole ouest-africain hypothétique. Dans sa formulation extrême, cette théorie monogénétique envisage une origine commune pour *tous* les créoles à base lexicale européenne, à savoir un pidgin ouest-africain d'origine portugaise qui aurait été relexifié par la suite. La théorie contraire, polygénétique, a reçu un apport important de la part d'études dans le domaine des langues pidgins non européennes, notamment bantoues. Les parallélismes structuraux entre ces pidgins et les créoles en question ont permis de dégager des tendances universelles de pidginisation/créolisation.

[1] Pour *Le Créole Français des Seychelles*, j'ai pu relever les comptes rendus suivants: EDGAR RADTKE, *RJ 28* (1977), 205–207; GERTRUD AUB-BUSCHER, *ASNS 215* (1978), 198–200; REINHOLD WERNER, *ZFSL 89* (1979), 357–358; JOHN N. GREEN, *FSt. 34* (1980), 500–501; PIETER MUYSKEN, *Lingua 51* (1980), 94–96. – Pour *Zur Entstehung* ...: PETER STEIN, *RJ 29* (1978), 194–196; ROBERT A. HALL JR., *Language 55* (1979), 913–916; REINHOLD WERNER, *ZFSL 89* (1979), 358–360. GEORG KREMNITZ, *ZRPh. 94* (1978), 470–475, rend compte des deux publications en même temps.

Le deuxième chapitre (*Die wichtigsten Merkmale der französischen Kreolsprachen*, p. 25–103) présente, outre un inventaire des phonèmes créoles, les changements morphologiques et syntaxiques les plus importants qui se sont produits lors du passage du français aux langues créoles. Les nombreuses différences entre les créoles de l'Océan Indien et ceux de la zone américaine sont aussi notées.

Le troisième chapitre (*Monogenese oder Polygenese? Universalien der Pidginisierung/Kreolisierung oder westafrikanisches Pidgin-Französisch?*, p. 104–114) fournit des arguments pour la théorie polygénétique, notamment à l'aide des résultats du second chapitre. Les parallélismes entre les différents créoles français, qui sont à l'origine de la théorie monogénétique, sont expliqués d'abord par des tendances universelles de pidginisation/créolisation, ensuite par le fait que depuis la fondation de la Compagnie des Indes Occidentales en 1664 les contacts linguistiques entre les deux zones créolophones, Océan Indien et zone américaine, ont augmenté considérablement, et finalement par les deux faits suivants propres à la langue française: d'une part, les langues créoles ont conservé des formes et des structures du français parlé au 17e siècle que le français standard n'a pas retenus, et d'autre part, des tendances déjà inhérentes au français ont été poussées à l'extrême lors du passage du français au créole (par exemple, la prédétermination dans le syntagme verbal).

Le quatrième chapitre (*Die Entstehung der Kreolendialekte im Indischen Ozean – Kreolisierung ohne Pidginisierung*, p. 115–132) traite deux problèmes différents: le premier est celui de l'origine des créoles de l'Océan Indien, où il reste à expliquer pourquoi le réunionnais diverge considérablement du mauricien et du seychellois, et le second est celui de savoir si, à l'Ile Boubon (aujourd'hui Réunion, la première de ces îles à être colonisée), il s'est formé d'abord un pidgin qui aurait été créolisé par la suite. – Bollée est d'avis que certains phénomènes du réunionnais peuvent s'expliquer par décréolisation et certains autres par le fait qu'à Bourbon, le contact direct avec le français n'a jamais cessé, contrairement à ce qui s'est passé dans les autres îles, puisque les francophones ont été majoritaires jusqu'en 1713 et que depuis lors ils n'ont jamais constitué moins de 20% de la population. – Quant à la question d'un stade pidgin intermédiaire, Bollée définit la différence entre pidgin et créole comme absence vs présence de locuteurs de langue maternelle. A Bourbon, les contacts entre les différents groupes ethniques se sont faits dès le début au sein de la famille, grâce aux nombreux mariages interethniques dont sont issus des enfants ayant le créole pour langue maternelle. De cette manière, un pidgin authentique n'a pas pu s'y développer et le français a été créolisé directement.

Le dernier chapitre (*Pidginisierung, Kreolisierung und Sprachwandel*, p. 133–140) met en rapport les langues créoles avec des isolats français aux Etats-Unis qui partagent avec elles certains traits sociohistoriques et linguistiques. Ce qui différencie néanmoins ces isolats des créoles, c'est que les simplifications structurales par rapport au français standard sont qualitativement beaucoup moins importantes; en outre, ces communautés possédaient dès le début une langue en commun, le français. Il découle de cette comparaison que c'est la situation de contact plurilingue qui constitue le facteur déterminant lors de la formation d'une langue créole.

Quant aux critiques apportées à cette étude, Kremnitz et Hall (cf. N 1) ne partagent pas l'avis de Bollée au sujet de la créolisation sans pidginisation. Ils critiquent la définition trop étroite du terme 'pidgin' qu'utilise Bollée et estiment que la variété de français que parlaient les différentes ethnies au début de la colonisation de Bourbon doit être considérée également comme un pidgin. Kremnitz met l'accent sur le fait que ce n'est pas l'absence totale d'un stade pidgin qui est important, mais l'étonnante rapidité avec laquelle la créolisation s'est produite. – Pour terminer, j'aimerais mentionner Werner (cf. N 1) qui estime que cette étude ne réfute pas

définitivement la théorie de l'hybridation linguistique. A son avis, l'influence des langues serviles est plus importante que ne le pense Bollée; cette influence pourrait se manifester dans le phénomène de la convergence.[2]

Philippe Maurer

★

MICHAEL METZELTIN, *Altspanisches Elementarbuch. I Das Altkastilische*, Heidelberg (Winter) 1979, XVI + 130 p. *(Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. 1. Reihe. Grammatiken 9)*.

Das hier anzuzeigende Buch versteht sich als eine synchronische Beschreibung des Altkastilischen, wobei unter Altkastilisch derjenige «Soziolektkomplex [verstanden wird], der zwischen ca. 1200 und dem Erscheinen der ersten Grammatik des Kastilischen (1492) in Altkastilien, Neukastilien und Andalusien verschriftet worden ist.» (p. xv). Die Beschreibung stützt sich vorwiegend auf Metzeltins eigene Exzerpierungen von Werken aus der erwähnten Zeit, die mit Sicherheit als rein kastilisch eingestuft werden können. Daneben greift der Autor aber auch auf Standarduntersuchungen zurück, wie z.B. auf die Cid-Ausgabe von Menéndez Pidal.

Das Zielpublikum sieht Metzeltin folgendermassen: «Es ist für Romanisten und allgemeine Sprachwissenschaftler gedacht, die sich entweder einen Überblick über das System der altkastilischen Grammatik oder Einsicht in ein bestimmtes Phänomen im systemischen Rahmen verschaffen wollen.» (p. xv). Neben Kenntnissen in allgemeiner, besonders in diachronischer Sprachwissenschaft werden auch Kenntnisse des Neuspanischen und der hispanistischen Bibliographien verlangt. Mit diesen Voraussetzungen läßt sich wohl schwer ein wirkliches Zielpublikum finden, denn man erwartet von einem Elementarbuch, daß es sich an den Studienanfänger richtet, und für diesen sind die Anforderungen zu hoch; umgekehrt vermag es den Ansprüchen eines Linguisten nicht zu genügen, denn es ist, wie wir noch sehen werden, zu wenig systematisch angelegt.

Das Buch besteht aus 4 Teilen, *Graphetik und Phonetik*, p. 1–22, *Morphosyntax*, p. 23–98, *Textbeispiele*, p. 99–118 und *Sprachgeschichtlicher Rahmen*, p. 119–130.

Im ersten Kapitel wird die Phonetik von der Graphetik her aufgerollt: den alphabetisch geordneten Graphemen werden jeweils ein oder mehrere Laute zugewiesen. Die Beschreibung der einzelnen Grapheme enthält Angaben über Positionsmöglichkeiten innerhalb des Wortes sowie über Alternanzen, welche in einem Kommentar weiter erläutert werden. Dieser Kommentar enthält des weiteren nebst gelegentlichen Hinweisen zur Sprachgeschichte auch die modernen Entsprechungen der altkastilischen Laute. – Von den vielen Punkten, die zu bemängeln wären, möchte ich nur ein paar wenige herausgreifen, die mir besonders wichtig erscheinen. – Der Begriff 'Alternanz' ist nicht klar definiert. Es ist trotz des jeweiligen Kommentars nicht immer ersichtlich, ob die Alternanz rein graphischer oder auch phonetischer

[2] Cf. à ce sujet un article récent d'ANNEGRET BOLLÉE, *Die Rolle der Konvergenz bei der Kreolisierung*, dans: *Die Leistung der Strataforschung und der Kreolistik*. Akten des 5. Symposiums über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1982, hg. von P. STURE URELAND, Tübingen 1982, p. 391–405, où elle conclut qu'un substrat provenant des langues serviles ne peut être réellement prouvé que dans les cas où il n'y a pas de convergence entre les langues européennes et les langues serviles, et que ces cas sont très peu nombreux. – Pour une défense plus poussée de la théorie du substrat, cf. NORBERT BORETZKY, *Kreolsprachen, Substrate und Sprachwandel*, Wiesbaden 1983.

Natur ist.[1] – Nicht alle Digrapheme werden eigens aufgeführt. Angaben zum Digraphem *ih* zum Beispiel findet man über verschiedene Kapitel verstreut, z.T. auch ohne Querverweise.[2] – Des weiteren fehlt eine übersichtsmäßige Darstellung der Entsprechungen zwischen Graphemen und Lauten sowie auch ein detailliertes Sachregister, das das Zusammensuchen der verstreuten Informationen erleichtern würde.[3]

Das zweite Kapitel, das den Hauptteil des Buches ausmacht, bringt eine Beschreibung der verschiedenen Redeteile, wobei der Autor seiner eigenen Modifizierung der traditionellen Klassifizierung der Redeteile folgt. Die Syntax wird von der Morphologie her betrachtet. – Ich werde auch hier nur ein paar besonders signifikante Mängel herausgreifen. – Der bestimmte und der unbestimmte Artikel werden gesondert behandelt; der bestimmte Artikel in einem eigenen Kapitel (*43*, p. 32–36), der unbestimmte Artikel hingegen wird unter die «nicht-relativische[n] Indefinita» eingereiht und im Unterkapitel *50.5 Uno* (p. 62) behandelt. An beiden Stellen ist etwas über das Substantiv ohne Determinant zu erfahren, in *43.21 g-o* (p. 33–35) über Alternanzen zwischen Setzung und Nicht-Setzung des bestimmten Artikels, in *50.5* (p. 62) über weitere Fälle. Diese beiden Kapitel werden nicht einmal durch einen Querverweis miteinander in Verbindung gebracht, die Setzung des bestimmten und des unbestimmten Artikels, bzw. die Nicht-Setzung des Artikels, wird also nicht systematisch dargestellt. Wenn schon die traditionelle Klassifizierung der Redeteile modifiziert wird, so stellt sich die Frage, ob nicht gleich sämtliche Determinanten des Substantivs in einem Kapitel behandelt werden sollten. – Im Kapitel *52.12* (p. 67) über Verbableitungen werden die Ableitungsmorpheme nur aufgelistet, über ihre Funktion/Bedeutung wird nichts gesagt. – Das Tempussystem wird nicht als ganzes dargestellt; die Angaben zum Gebrauch der einzelnen Tempora sind verstreut.[4] Dies gilt auch für den Konjunktiv[5], der im übrigen nicht kontrastiv zum Indikativ behandelt wird. – Auch ein Kapitel über die komplexen Sätze fehlt.[6] – Das Vorgehen Metzeltins, die Syntax von der Morphologie her aufzurollen, erfordert in meinen Augen ein ausführlicheres Sachregister, als dies das Inhaltsverzeichnis (p. vii-xiv) darstellt.

Das dritte Kapitel bringt eine nützliche kleine Anthologie von Textbeispielen aus juristischer, notarieller, chronistischer, romanhafter, beschreibender und wissenschaftlicher Prosa

[1] In *3.2*, p. 3, zum Graphem *c* = [*k*], wird die Alternanz *c/ch/h* mit den Beispielen *macometas/machanetas/mahometas* aufgeführt. Indirekt erfährt man dann in *7. Das Digraphem ch* = [*k*], p. 6, wo ein Verweis auf *3.2* gegeben wird, daß die Alternanz *c/ch* graphischer Natur ist. In *14. Das Graphem h* = [*h*, *Ø*], p. 11, ist kein Verweis auf die Alternanz *c/h* zu finden, und da für das Graphem *h* keine Aussprachemöglichkeit [*k*] gegeben wird, muß man schließen, daß diese Alternanz phonetisch ist.

[2] Angaben zu *ih* findet man in *6.2* und *6.3*, p. 5 (zum Digraphem *ch* = [*ĉ*], ohne Verweis auf die weiteren Kapitel), in *14.3*, p. 11 (zum Graphem *h* = [*h*, *Ø*], mit Verweis auf *6.3* und *16.2/3*), in *15.3*, p. 11s. (zum Graphem *i* = [*i*, *j*], mit Verweis auf *14.3*), und schließlich in *16.2/3*, p. 12 (zum Graphem *i* = [*ẑ*], ohne Verweis auf die vorhergehenden Kapitel).

[3] Metzeltin verzichtet ausdrücklich auf ein Sachregister: «Das Inhaltsverzeichnis dürfte ausführlich genug sein, um für einen Sprachwissenschaftler auch als Sachregister zu dienen», p. xvi. Dieser Meinung möchte ich ausdrücklich widersprechen; cf. auch meine Bemerkungen zum zweiten Kapitel.

[4] Angaben zum Gebrauch der Tempora sind zu finden in *52.1 Der Infinitiv* (speziell *52.1312 Das Futur*, p. 70), in *52.34 Das Partizip Perfekt* (*perfecto compuesto* unter *e.*, p. 74), in *52.4 Der Präsensstamm* (speziell *52.421 Der Indikativ Präsens*, p. 77s., *52.424 Der Indikativ Imperfekt*, p. 79s.) und in *52.5. Der Perfektstamm* (speziell *52.51 Das Perfekt*, p. 80s., *52.52 Das Plusquamperfekt*, p. 81s.).

[5] Angaben zum Konjunktiv in *52.4 Der Präsensstamm* (speziell *52.423 Der Konjunktiv Präsens*, p. 78s.) und in *52.5 Der Perfektstamm* (speziell *52.53 Der Konjunktiv Futur*, p. 82, *52.54 Der Konjunktiv Imperfekt*, p. 82s.).

[6] Angaben dazu unter anderem in *57. Die Konjunktion*, p. 92–97, dann auch in *46. Identifizierende und diversifizierende Lexeme* (speziell in *46.3 Tal*, p. 45 und in *46.8 Asi*, p. 46), und in *49. Relative, interrogative und relativische Indefinita* (speziell in *49.121 Como*, p. 55).

sowie aus epischer, lyrischer und moralischer Dichtung. Der erste Text ist mit linguistischem Kommentar versehen, d.h. mit Verweisen auf die jeweiligen Kapitel des Buches.

Den Abschluß des Buches bildet ein kurzer Abriß der spanischen Sprachgeschichte, mit den folgenden Untertiteln: Die Iberische Halbinsel in vorrömischer Zeit, Die Romanisierung und Latinisierung der Iberischen Halbinsel, Die Superstrate, Die Herausbildung der romanischen Sprachräume auf der iberischen Halbinsel, Gestaltung und Vitalität des mittelalterlichen Kastilisch, Mittelalterliche Bezeichnungen des Kastilischen. – Meiner Ansicht nach gehört eine (relativ) detaillierte Besprechung einer Theorie, wie dies für H. Meiers Thesen zur Herausbildung der Sprachräume auf der iberischen Halbinsel auf p. 128s. geschieht, nicht in ein Elementarbuch. – Ein weniges an Kartenmaterial würde das Verständnis dieses Kapitels erleichtern.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen zum Buch als ganzem. – Die Texte, aus denen Metzeltin seine Beispiele exzerpiert hat, werden nicht aufgeführt. – Die meisten Abkürzungen werden nicht erklärt. – Der Druck ist sehr klein und die altkastilischen Beispiele werden vom deutschen Text typographisch nicht abgehoben. – Die altkastilischen Beispiele werden nicht übersetzt, auch dort, wo sie vom Neuspanischen her nicht einsichtig sind. Dies wäre an und für sich noch kein Mangel, wäre ein altkastilisches Glossar vorhanden, doch dies ist auch nicht der Fall. – Es fehlt ein Kapitel über die sprachliche Entwicklung des Kastilischen im untersuchten Zeitraum; eine ausschließlich synchronische Beschreibung eines Zeitraumes von drei Jahrhunderten kann nicht ausreichend sein.

Alles in allem also ein sehr enttäuschendes Buch, wo doch ein deutsch geschriebenes Elementarbuch des Altkastilischen sehr zu begrüßen wäre[7]. Es ist zu hoffen, daß die von Metzeltin p. xv angekündigten Elementarbücher des Altaragonesischen und Altleonesischen sorgfältiger und benutzerfreundlicher gestaltet werden.

Philippe Maurer

VALENTÍN GARCÍA YEBRA, *Teoría y práctica de la traducción*, I–II, Prólogo de DÁMASO ALONSO, Madrid (Editorial Gredos) 1982, 873 p. *(Biblioteca Románica Hispánica, Manuales 53)*.

VALENTÍN GARCÍA YEBRA, *En torno a la traducción. Teoría, crítica, historia*, Madrid (Editorial Gredos) 1983, 382 p. *(Biblioteca Románica Hispánica, Estudios y ensayos 328)*.

Desde hace años, alrededor de la cuarta parte de los títulos que se editan en España son traducciones (en 1982, por ejemplo, se publicó un total de 30127 títulos; de ésos, 8079 eran traducciones: 3863 eran versiones del inglés, 1792 del francés, 756 del alemán, 621 del italiano y 1046 de otras lenguas).

Pese a ello, si se exceptúan los varios trabajos que Valentín García Yebra había ido publicando en revistas, las aportaciones teóricas en lengua española sobre la traducción eran harto escasas: los traductores y los estudiantes de los institutos de traducción se veían obligados a recurrir a manuales de autores extranjeros. Verdad es que algunos de éstos son excelentes, pero también es cierto que se echaba de menos un manual que estudiase la teoría y la práctica de la traducción desde la perspectiva de la lengua española.

[7] Das *Altspanische Elementarbuch* von A. ZAUNER, Heidelberg 1908 ([2]1928) ist in manchen Bereichen schon veraltet.

Esta carencia ha sido ampliamente elidida por los dos estudios indicados de Valentín García Yebra. G.ª Yebra, traductor de numerosos títulos del alemán, francés, portugués, griego y latín, es, desde su fundación en 1974, catedrático del Instituto Universitario de Lenguas Modernas y Traductores, de la Facultad de Filología de la Universidad Complutense de Madrid, donde actualmente enseña Teoría de la Traducción. Sus estudios resultan, pues, de la conjunción – muy afortunada en su caso – de teoría y práctica.

Teoría y práctica de la traducción es, con sus 873 páginas, un manual cabal y a la vez manejable. Dividido en tres partes, la primera estudia primordialmente los aspectos teóricos: arranca de consideraciones generales en torno al complejo proceso de la traducción para llegar, tras explicar el funcionamiento de los signos lingüísticos con relación a los planos léxico y morfológico, al plano fónico del lenguaje. La parte segunda presenta y estudia las varias clases de traducción (directa, oblicua, libre, interlineal y yuxtalineal), la trascendencia de préstamos y calcos de lenguas extranjeras y las interferencias lingüísticas. La última parte analiza exhaustiva e inteligentemente las diversas discrepancias interlingüísticas entre la lengua original – o fuente – y la lengua terminal – o receptora – (por ejemplo, las discrepancias en el uso del número gramatical, del pronombre personal, del complemento pronominal, del artículo, del adjetivo, de los modos y tiempos verbales, de los verbos auxiliares, de las preposiciones, etc.). Se trata, pues, de un manual sumamente abarcador y muy provechoso no sólo para quienes entiendan introducirse (o que, incluso, ya se hayan iniciado) en el apasionante y enriquecedor mundo de la traducción, sino también para quienes se interesen por cuestiones de lingüística aplicada (que G.ª Yebra expone con absoluto rigor científico y, a la vez, con gran sencillez) o, simplemente, deseen conocer mejor los entresijos y el funcionamiento intrínseco del lenguaje.

Pero además de la enorme pluralidad de indicaciones y sugerencias prácticas, este manual se caracteriza por un equilibrado eclecticismo. Eclecticismo que, sin embargo, no se queda en la «conciliación» de las varias teorías, puesto que la fusión de ésas le lleva con frecuencia a hallazgos nuevos. Tal es el caso, por poner un ejemplo, ya señalado por Dámaso Alonso en el prólogo, de la distinción que hace entre las dos fases indefectibles del acto de traducir: la comprensión y la expresión. Se trata, en fin, en palabras del prologuista, de «una obra única», realizada «con gran saber de filólogo y gran gusto y ciencia de la traducción» (p. 12).

En torno a la traducción presenta asimismo estudios, datos y ejemplos de gran interés. Bajo el título, el autor reúne 22 trabajos (en su mayor parte ya publicados) redactados a lo largo de dos décadas. El volumen consta de tres secciones, dedicadas, respectivamente, a la teoría, a la crítica y la historia de la traducción.

En la primera sección, G.ª Yebra reúne diez ensayos sobre temas de carácter teórico, que apenas fueron delineados en *Teoría y práctica de la traducción*. De entre ellos merecen mención especial los trabajos que estudian problemas relacionados con la polisemia, la traducción de textos ambiguos, las diferentes clases de traducción, la lexicografía y la traducción literaria y de poemas en verso.

El segundo grupo está compuesto por siete trabajos de crítica de traducciones famosas o de notable calidad (p. ej., las traducciones de poetas clásicos del ecuatoriano Espinosa Polit, las diversas versiones guillenianas de poemas de Valéry, las tres traducciones españolas del soneto «Voyelles», de Rimbaud). La última sección agrupa, como decía, (cinco) estudios de índole histórica, de entre los que destacan, dados su interés y los múltiples datos que aportan, «La traducción en el nacimiento y desarrollo de las literaturas» y «La traducción en la cultura española».

He aquí, pues, por fin, dos aportaciones significativas y necesarias, que, además de exponer y complementar de forma clara y concisa las principales teorías de la traducción, ofrecen numerosos elementos nuevos que, indudablemente, no sólo contribuirán de forma decisiva a formar y orientar a futuros traductores: se trata, asimismo, de dos obras de consulta complementarias, recomendables – y esenciales – incluso para traductores ya acreditados.

José Manuel López de Abiada